

Totentafel

Autor(en): **Caduff-Vonmoos, Cristian / Seiler, Wolf / Cadruvi, Donat**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **20 (1978)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Totentafel

Alt Telephondirektor Christian Badraun



Im August 1976 ist ganz unerwartet der ehemalige Telephondirektor Christian Badraun verschieden, unerwartet für die Angehörigen, welche ihren geliebten Gatten und Vater verloren, aber auch für die früheren Mitarbeiter des Verstorbenen, welche von ihrem ehemaligen Vorgesetzten Abschied nehmen mußten. Beim Tode Christian Badrauns ist die Öffentlichkeit bewußt worden, daß Graubünden mit ihm einen eigentlichen Pionier der modernen Technik verloren hat, der während seiner Laufbahn wichtige Stationen der Entwicklung der elektronischen Übermittlungsmedien erlebt hat, lange Jahre in leitender und entscheidender Stellung. Die Rätoromanen verdanken dem Verstorbenen die frühzeitige Einführung der Ultrakurzwellen in Graubünden; dazu war Badraun während vielen Jahren in den Radio- und Fernsehorganisationen wirksam tätig.

Christian Badraun hat seinen Lebenslauf zusammen mit unserem Jahrhundert angetreten, mit dem Jahrhundert, welches durch einen ungeahnten Aufschwung der Technik gekenn-

zeichnet ist. Und dieser Technik — die in seiner Kindheit noch wenig fortgeschritten war — hat er später sein Wirken gewidmet. Er ist eng dabei gewesen als der Telegraph sich ausbreitete und zum Telex wurde, er hat die Entwicklung des einfachen Telefons zum modernen Selbstwählsystem gefördert, hat die gewaltige Ausbreitung des Radios miterlebt und mitgeschaffen, wobei das Fernsehen miteingebunden ist — bis hin zu den Satellitenverbindungen.

Die Wiege unseres Verstorbenen stand in Samedan, indessen stammt die Familie ursprünglich aus dem Prättigau, ein romanischer Name, die Ahnen fingen einst an deutsch zu sprechen und Generationen haben es weiter getan, bis der Zufall es wollte, daß die Badrauns wieder romanisch wurden. Dem Engadin und seiner Sprache ist Christian Badraun zeitlebens zugetan gewesen. In Samedan hat er die Dorfschulen besucht und als es galt einen Beruf zu ergreifen, entschied er sich für eine Schlosserlehre, die er in der Lokomotivfabrik Winterthur absolvierte. In Winterthur besteht ein bekanntes Technikum, und Christian Badraun besuchte anschließend dieses bis zum Diplomabschluß als Elektrotechniker. Um Erfahrungen zu sammeln, begab er sich in der Folge ins Ausland und arbeitete in Lille, Paris, Tunis und Algier. Im Jahre 1927 kehrte er heim und fand sofort eine Stelle bei der Firma Autophon in Solothurn. Hier wurde er sehr intensiv mit dem Medium Telephon konfrontiert, sammelte eine große Erfahrung, die es ihm erlaubte, sich bei der PTT zu melden, die ihn 1930 in ihren Dienst nahm. Seine erste Stelle befand sich in Rapperswil, aber schon nach zwei Jahren wurde er nach Chur versetzt, wo er seine Tätigkeit bei der Telephondirektion aufnahm. In Chur durchlief er die

verschiedensten Abteilungen und durfte 1945 die Krönung seiner Karriere mit der Wahl zum Telephondirektor erleben. Diese Stellung versah er mit Umsicht und Erfolg bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1965.

Just in diesen Jahren, da Christian Badraun sich mit dem Telephon beschäftigte, ist dieses Medium zur technischen Vollkommenheit herangewachsen und zu einer Verbreitung sondergleichen. In seiner Dienstzeit verschwanden die Handzentralen und wurden durch das automatische Telephon ersetzt. Besaßen 1930 nur wenige ein Telephon, findet man heute Apparate in jeder Alp und in jeder Clubhütte in den Bergen. Dazwischen machte Christian Badraun seine militärische Karriere; er versah seinen Dienst bei der Gebirgsbrigade 12 und stieg zum Grad eines Majors empor. 1928 verheiratete er sich mit Mathilde Wernle, welcher Ehe zwei Kinder entsprossen.

Als Romanischsprechender hat sich der Verstorbene immer mit Fragen seiner Muttersprache befaßt und dabei vor allem die Beziehungen zwischen Technik und Sprache gepflegt. Anfangs der fünfziger Jahre überraschte er die Mitglieder der Società Retorumantscha mit einem Vortrag, wobei er für sämtliche technischen Ausdrücke romanische Formen fand. Für die romanische Sprache war es ein Glücksfall, daß ein Techniker sich ihr zur Verfügung stellte. Im besonderen war es die Radiogesellschaft «Cumünanza Radio Rumantsch», damals noch eine junge Organisation, welche von seiner Mitarbeit profitierte. Man hatte bis dahin wohl viele romanische Radiosendungen vermittelt, indessen den Stein ins Rollen für vermehrte Sendungen brachte Christian Badraun, als er um das Jahr 1950 sich der sogenannten Ultrakurzwellen annahm. Er sah sehr schnell ein, daß diese für die Romanen von

Wichtigkeit sein könnten, denn einerseits war der Empfang der Mittelwellen in den Bergen nur mangelhaft, andererseits versprach das UKW die Möglichkeit von Regionalsendungen. Bereits 1954 wurde der erste UKW-Sender der Schweiz in Ladir erstellt, und dann folgten die weiteren Schlag auf Schlag, bis ganz Graubünden von einem Netz von UKW-Sendern überspannt war. Nun war es möglich, auch in abgelegenen Tälern die schweizerischen Radiosendungen zu hören. Die unmittelbare Konsequenz dieses Netzes war die Realisierung der wöchentlichen romanischen Sendung «Viagiond cul microfon», welche den Weg für die weiteren Sendungen ebnete.

Kaum waren die UKW-Sender in Betrieb genommen, als das Fernsehen am Horizont erschien. Dieses verursachte, daß viele technischen Pläne geändert werden mußten. Christian Badraun und seine Mitarbeiter meisterten indessen diese Probleme, und wenn unser Kanton heute bis zur letzten Ecke vom Fernsehen bedient wird, ist diese Dienstleistung nicht zuletzt diesem Team zu verdanken.

Daneben war Christian Badraun, wie schon gesagt, ein eifriger Mitarbeiter im Vorstand der CRR. Er hat

schon 1946 jener kleinen Gruppe angehört, welche die romanische Radiogesellschaft gründete, und wurde schon früh ihr Vorstandsmitglied. 1959 übernahm er das Präsidium, welches er mit Überlegenheit und Diplomatie bis 1969 ausübte. Damals wurde er in das Zentralkomitee der Schweizerischen Rundspruch-Gesellschaft delegiert, wo er als aktives und technisch informiertes Mitglied wirkte. Seinen Bemühungen ist es weitgehend zu verdanken, daß die Romanen heute eine ganze Anzahl feste Sendungen ausstrahlen können, daß ein ansehnliches Arbeitsteam sich dieser Aufgabe widmet, und daß in Chur ein modernes Radiostudio mit allen notwendigen technischen Einrichtungen zur Verfügung steht. Die Verwirklichung dieser letzten Aufgabe war ihm aufgetragen worden. Als aber die Programmstelle am Theaterweg 1 offiziell im Herbst 1976 eingeweiht wurde, ruhte Christian Badraun bereits im Grabe. Die CRR durfte aber vorher ihm gegenüber ihre Dankbarkeit äußern, indem sie ihn zum Ehrenmitglied ernannte. In den Annalen der technischen Massenmedien in Graubünden wird sein Name noch lange lebendig bleiben.

Cristian Caduff-Vonmoos

dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen, wenn sich geeignete Anwärter gefunden haben. Georg Sprecher war eine solche zum Richteramt geschaffene Persönlichkeit. Lange Jahre war er im Appenzellerland als Lehrer tätig gewesen. Aus Gesundheitsgründen hatte er sich dann in seine Heimatgemeinde Fanas zurückgezogen, wo er sich denn auch prächtig erholte. In den schlimmen dreißiger Jahren schloß er sich der demokratischen Bewegung an, wurde Kreispräsident und Großrat. Aber auch nachdem er längst die aktive Politik aufgegeben hatte, übernahm er, als Not am Mann war, in vorgerückten Jahren noch die Bürde des Gemeindepräsidenten.

Die Bereitschaft zum Dienst an der Öffentlichkeit war das eine, die Verbindung von natürlichem Rechtsempfinden und Menschenkenntnis mit innerer Ausgeglichenheit das andere, was Georg Sprecher zum Richter prädestinierte. Hunderte von Gerichtssitzungen habe ich mit dem Landammann — wie er allgemein genannt wurde — miterlebt, Zivil- und Strafsachen, mit dem ganzen Spektrum menschlicher Unzulänglichkeiten, Leiden und Wirrnisse, die sich da vor dem Richter ausbreiten. Sprecher hat seine Richterpflicht nie leicht genommen. Er war ein aufmerksamer Zuhörer gegenüber Parteien und Kollegen, äußerte seine Meinung überlegt, kurz und klar, immer mit Verständnis für die menschliche Seite, aber auch unbeeindruckt von demonstrativen Gefühlsäußerungen oder hohlen Phrasen. Mit raschem Blick erkannte er das Wesentliche an einem Tatbestand. Aber nicht nur das: Oft habe ich mich gefragt, wo dieser Nichtfachmann seine erstaunliche Sicherheit im Umgang mit Rechtsfragen her habe, nachdem er ja erst in bestandenem Alter besonderen Anlaß hatte, sich mit solchen zu befassen. Man sagt, geborene Juristen gebe es nicht; sicher ist aber, daß es Menschen gibt, die ein angeborenes Verständnis für das Wesen und die Funktion des Rechts in der Gesellschaft besitzen, seien sie nun Juristen oder nicht. Ein solcher Mann war auch Kantonsrichter Sprecher.

Alt Kantonsrichter Georg Sprecher



In der Mai-Session 1941 wählte der Große Rat bei der Gesamterneuerung des Kantonsgerichts — für viele überraschend — den damaligen Seewiser Kreispräsidenten Georg Sprecher zum Mitglied des obersten kantonalen Gerichts. Es war eine Kampfwahl. Sie sollte aber für den Gewählten die einzige bleiben: Bis zu seinem freiwilligen Rücktritt im Jahre 1956 hat der Große Rat Georg Sprecher immer wieder als Kantonsrichter unbestritten und mit glänzender Stimmzahl bestätigt.

Unsere Gerichtsorganisation ermöglicht auch dem juristischen Laien den Aufstieg in die oberen Gerichte. Die Wahlbehörde hat denn auch zu Recht immer Wert darauf gelegt, von

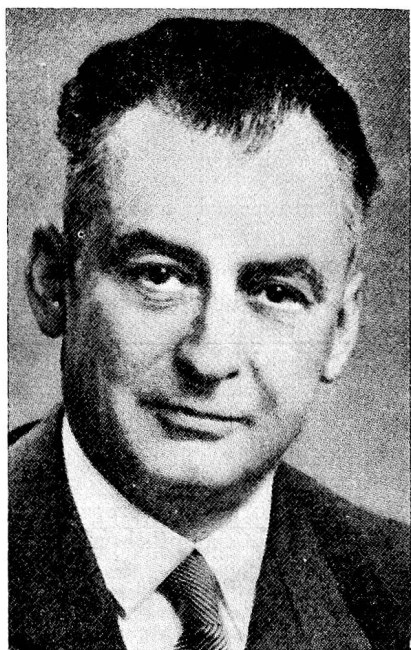
Seine Voten hatten daher auch bei den Juristen im Richterkollegium Gewicht.

Die Persönlichkeit von Landammann Sprecher strahlte Ruhe und Menschlichkeit aus. Ich bin überzeugt, daß mancher Unglückliche, der ihm als Angeklagter gegenüberstand, das gespürt und etwas getroster seinem Urteil entgegesehen hat.

Nach seinem Rücktritt aus dem Kantonsgericht auf Ende 1956 ist es stiller geworden um Landammann Sprecher. Nur noch selten sah man ihn unten im Tal. Am 29. Oktober 1976 hat er im hohen Alter von 87 Jahren die Augen für immer geschlossen. Unser Kanton hat in ihm einen guten Richter verloren. Wolf Seiler

wie schon früher des öftern — ausführlich von seinen persönlichen Erlebnissen als Soldat und Offizier während der beiden Weltkriege. Major Darms erfreute sich auch als militärischer Vorgesetzter bei der Truppe größter Beliebtheit. Nicht wenige Mitbürger sprachen von den guten Eigenschaften dieses Offiziers auch im Rahmen politischer Diskussionen. Redlichkeit, menschliche Rücksichtnahme und Streben nach Gerechtigkeit wurden an ihm auch im Dienst an der Grenze in hohem Maße geschätzt.

Alt Regierungsrat und Ständerat Dr. Gion Darms



Am 18. Dezember, drei Tage vor der Erfüllung seines 80. Geburtstages, starb in Chur alt Regierungsrat und Ständerat Dr. Gion Darms. Die Verdienste, die sich Dr. Darms in langjähriger Arbeit für die Belange der Öffentlichkeit erworben hat, rechtfertigen auch an dieser Stelle eine Würdigung.

Dr. Darms wurde am 21. Dezember 1896 als Sohn von Schulinspektor Gion Gieri Darms und von Emilia geb. Casara in Falera geboren. Er besuchte das Gymnasium in Schwyz und absolvierte das Jus-Studium in Freiburg i. Ue. und in Genf. Bereits im Jahre 1923 erkoren ihn die Stimmberechtigten seines Heimatkreises Ilanz zum Landammann (Mistral,

Kreispräsident) und gleichzeitig zum Mitglied des Großen Rates, dem er zunächst bis 1931 und dann wiederum in den Jahren 1951 bis 1957 angehörte. In der Zeit von 1936 bis 1941 fungierte Dr. Darms als Amtskläger und anschließend bis 1944 als Staatsanwalt des Kantons Graubünden. Es folgte im Jahre 1944 seine Wahl in den Regierungsrat, dem Dr. Darms unter der Herrschaft einer rigorosen Amtszeitbeschränkung und als Nachfolger von Dr. Luigi Albrecht während gut sechs Jahren angehörte. Der Verstorbene diente seinem Heimatkanton Graubünden aber auch als oberster Richter, nämlich als Mitglied des Kantonsgerichts (1951—1956). Im Jahre 1952 erfolgte seine Wahl zum Präsidenten des Verwaltungsrates der Rhätischen Bahn, und am 4. März 1956 wählte ihn das Bündnervolk in den Ständerat, dem er bis 1968 angehörte. Dr. Darms betätigte sich überdies während Jahren als Präsident des Verkehrsvereins für Graubünden, als Mitglied der obersten Organe der Schweizerischen Verkehrszentrale, des Verwaltungsrates der Bundesbahnen und von bündnerischen Elektrizitätsgesellschaften.

Ständerat Darms präsierte während einigen Jahren die damalige Konservativ-christlichsoziale Volkspartei von Graubünden im Geiste unbestechlicher und sachlicher Politik, allen extremen Lösungen und Experimenten auch in diesem Bereich abgeneigt.

In unserem letzten Gespräch, das wenige Wochen vor seinem Tode stattfand, erzählte uns Dr. Darms —

Wenn man diese unvollständige Aufzählung der von Dr. Darms erbrachten Leistungen zuverlässig würdigen will, muß man über die Daten hinweg zu den Merkmalen vorstoßen, die seine Persönlichkeit und seine Gesinnung kennzeichneten. Im Beruf und in den öffentlichen Funktionen trat bei ihm besonders das offenkundige Streben nach Sorgfalt, nach guter Sachkenntnis und nach peinlicher Pflichterfüllung hervor. So erlebten wir Dr. Darms zum Beispiel als Ankläger, also in einer Rolle, in der man sich einen Magistraten seines Zuschnitts nicht ohne weiteres hätte vorstellen können. Aber auch auf diesem Boden focht unser Landmann mit blanker Waffe, abhold jeglicher Übertreibung. Diese Einstellung zum Mitmenschen und zur Gemeinschaft zeichnete den Vorsteher des bündnerischen Justiz- und Polizeidepartementes denn auch in den turbulenten Jahren am Ende und nach dem Zweiten Weltkrieg aus, da auch in Bünden Versuche unternommen wurden, politische Sündenböcke zu jagen. Das war die Zeit, da auch in unserem Kanton vehement nach «Säuberung» gerufen wurde. Dr. Darms sorgte unbestechlich und mit ruhiger Hand für rechtsstaatliche Verfahren und Entscheidungen. Diese Bewährung hat ihm damals mit Recht den Ruf eingetragen, der das Vertrauen in diesen einfachen, bescheidenen Mann mehrte. In seiner Tätigkeit auf Bundesebene traten diese Eigenschaften unseres Standesherrn mehrmals beachtlich hervor, so auch im Zusammenhang mit seinen Funktionen als Präsident der ständerät-

lichen Kommission in der bekannten Angelegenheit der Mirage-Flugzeuge.

Der Mitbürger schätzte in Dr. Darms auch in politischen Dingen den zuverlässigen Berater und konsequenten Verfechter der wesentlichen Interessen seines Volkes. Damit läßt sich die Tatsache erklären, daß Dr. Darms seine öffentliche Tätigkeit in jeder Beziehung auf der Grundlage eines unbestrittenen Vertrauens der bündnerischen Öffentlichkeit entfalten konnte — stets ohne Zwängerei und beinahe selbstverständlich.

Seiner Ausbildung und seinen beruflichen Neigungen entsprechend widmete Dr. Darms seine Arbeitskraft den oft wenig spektakulären, aber nichtsdestoweniger notwendigen An-

liegen rechtspolitischer Postulate, in der politischen Phase aber auch volkswirtschaftlichen Belangen eines Bergkantons mit seinen spezifischen Sorgen und Zielen auf dem Gebiete der Bahnpolitik, des Fremdenverkehrs und der Energiewirtschaft. Gerade in diesen Bereichen war die mitarbeitende und beratende Tätigkeit des Verstorbenen auch auf Landesebene sehr geschätzt.

So verliert unser Volk in Dr. Gion Darms einen seiner besten Diener, dem die schweizerische Öffentlichkeit, insbesondere Graubünden und hier namentlich die Rätoromania mit Fug ein ehrendes Andenken bewahren werden.

Donat Cadruvi

Können nach Lehrplan lag ihm stets die eigentliche Erziehungsaufgabe, die Charakterbildung am Herzen. Wir konnten es damals nicht verstehen, daß der so hoch geschätzte Lehrer Gadiant die Schule im Jahre 1931 verließ, um sich ganz der Landwirtschaft und der Politik zu widmen. Heute wissen wir es besser: Im Grunde genommen hat Andreas Gadiant die Bildungsarbeit im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes zeit seines Lebens überhaupt nie aufgegeben. Er versuchte ja immer wieder unermüdlich, mündlich und schriftlich, in Kursen und Vorträgen die Bildung des Volkes zu vertiefen und wirkungsvoller zu gestalten. Er zeichnete sich aus durch großes methodisches und didaktisches Geschick. Sein Vortrag war stets gut vorbereitet, klar und einfach formuliert. In seiner meisterhaften Rede hat er aber nie allein den Verstand seiner Zuhörer angesprochen. Er besaß ein ganz außergewöhnliches Talent, mit Wort und Gebärde auch die Kräfte des Gemütes und des Willens zu wecken. Mit seiner Begeisterungsfähigkeit vermochte er ganz besonders auch die junge Generation zu fesseln. Kein Wunder, daß ihn das Bündnervolk schon mit 33 Jahren in den Nationalrat wählte, dem er bis 1959 angehörte. Im Großen Rat vertrat er den Kreis Klosters in den Jahren 1927 bis 1938. In der Zeit von 1951 bis 1957 war er Abgeordneter des Kreises V Dörfer im kantonalen Parlament.

Wenn wir das Lebenswerk des großen Politikers Andreas Gadiant überblicken, dann ragen vor allem drei Hauptanliegen heraus, denen er sich mit besonderer, ja bewundernswürdiger Hingabe, großer Sachkenntnis und mit seiner ganzen Leidenschaft gewidmet hat: Die allgemeine Wirtschaftspolitik, das Bildungswesen und die Sozialpolitik.

Als aktiver Bauer und Viehzüchter in Serneus hat er naturgemäß seinen Einstieg in die Wirtschaftspolitik auf dem Gebiete der Landwirtschaft gewählt. Seine ersten parlamentarischen Vorstöße betreffen denn auch die Berglandwirtschaft im allgemeinen und besonders den Viehabsatz. Seine Mitwirkung in den bäuerlichen

Alt Regierungs- und Nationalrat Dr. Andreas Gadiant



Am 27. Dezember 1976 ist ein markanter Bündner Politiker gestorben, der während Jahrzehnten bündnerische und eidgenössische Politik deutlich mitgestaltet hat. Andreas Gadiant wurde 1892 in seiner Heimatgemeinde Trimmis geboren. Schon vier Jahre später zog die Familie nach Serneus, wo er auf dem elterlichen Bauernbetrieb aufwuchs und die harten Bedingungen bergbäuerlichen Schaffens miterlebte. Bereits mit 18 Jahren erwarb er am kantonalen Seminar in Chur das Lehrpatent. Seine erste Lehrtätigkeit übte Andreas

Gadiant an den Schulen von Jenaz und Klosters aus. Sein Studium absolvierte er an der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, wo er 1918 doktorierte. Dank seiner außergewöhnlichen Schaffenskraft war es ihm möglich, bereits während zweier Jahre des Studiums an der Evangelischen Mittelschule in Schiers zu unterrichten. Dann folgten vier Jahre als Sekundar- und Handelslehrer in Chur.

Nach seiner Verheiratung mit Maria Jost kehrte Andreas Gadiant im Jahre 1922 nach Serneus zurück und baute hier gemeinsam mit seiner jungen Frau einen Landwirtschaftsbetrieb auf. Dabei wirkte er gleichzeitig als Lehrer an der Sekundarschule Klosters. Diese Doppelfunktion, Lehrer und Landwirt, war damals für die bündner Schule, welche in den meisten Gemeinden als Halbjahresschule geführt wurde, geradezu typisch. Die Persönlichkeit Andreas Gadiants war sehr stark durch diese Doppelstellung als Bauer und Lehrer geprägt.

Seine ehemaligen Schüler sind sich heute noch einig: Er war ein begnadeter Lehrer, der uns für das wirklich Große, Schöne und Gute zu begeistern vermochte. Neben der pflichtgemäßen Vermittlung von Wissen und

Organisationen der Talschaft und im Bündner Bauernverband war sehr geschätzt. Besonders bemerkenswert an der Landwirtschaftspolitik von Andreas Gadiant war sein klarer Blick für die Gesamtzusammenhänge. Er hat immer wieder eindringlich auf die gegenseitigen Beziehungen zwischen Bergbauern und Talbauern hingewiesen und mit vollem Recht eine sinnvolle Arbeitsteilung zwischen den beiden Gruppen propagiert. Er warnte auch stets vor einer Isolierung der Landwirtschaftspolitik. Eine glückliche Entwicklung des Bauernstandes sei nur möglich, wenn es auch in den andern Wirtschaftszweigen gut gehe. Es ist das besondere Verdienst von Andreas Gadiant, schon sehr früh auf die große Bedeutung dieser gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge hingewiesen zu haben.

In der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre hat Andreas Gadiant mit seinen Freunden zusammen einen sehr harten Kampf gegen die Deflationspolitik des Bundesrates geführt. Es war die gefährvolle Zeit, da in unsern Nachbarländern Italien und Deutschland die faschistischen und nationalsozialistischen Strömungen überhand nahmen und auch unser Land in den Sog entsprechender Propaganda geriet. Als Abwehr drängte sich eine Sammlung der demokratischen Kräfte auf. Es traten Männer aus den verschiedensten politischen Lagern und wirtschaftlichen Organisationen zusammen mit dem Ziel, unter allen Umständen die Rechte und Freiheiten des Volkes, die demokratische Verfassung zu erhalten. Sie wollten in dieser Demokratie eine Wirtschaftsordnung errichten, die auf dem Gedanken der sozialen Gerechtigkeit und Solidarität aufgebaut sei. Es waren vorwiegend Bauern, Arbeiter, Angestellte und Handwerker, welche sich dieser sogenannten Richtlinienbewegung angeschlossen haben. Die Demokratische Partei Graubünden unter Führung von Nationalrat Gadiant machte hier von Anfang an mit. Als Verbindungsorgan dieser Bewegung diente die neugegründete Wochenzeitung «Die Nation». Erster Redaktor dieses Blattes war Andreas Gadiant, der zusammen mit Paul

Schmid-Ammann und Eduard Zellweger einen unerschrockenen Kampf gegen alle autoritären Tendenzen in der Schweiz führte.

In dieser harten Zeit der Wirtschaftskrise im Innern des Landes mit über 100 000 Arbeitslosen und der politischen Bedrohung von außen hat Andreas Gadiant in Graubünden, aber auch gesamtschweizerisch sehr wesentliches geleistet. Wer seine damaligen Voten im Nationalrat oder seine Artikel in der «Neuen Bündner Zeitung» oder in der «Nation» nachliest, wird unwillkürlich gepackt vom tiefen Ernst und dem großen Verantwortungsbewußtsein, von denen er durchdrungen war im Kampf um eine Verbesserung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in unserem Land.

Auch in seinem Heimatkanton Graubünden war Andreas Gadiant unermüdlich in der politischen Aufklärungsarbeit. Besonders bekannt wurden damals die durch die Demokratische Partei organisierten und durch ihn persönlich geleiteten wirtschafts- und sozialpolitischen Bildungskurse in Chur, Thusis, Landquart und Jenaz. Hier wurde staatsbürgerliche Schulung im besten Sinne des Wortes geboten. Wir erinnern uns dankbar an diese Tagungen, bei denen wir lernen konnten, was Politisieren, kritisch Denken, Argumentieren und Diskutieren heißt. Bei so manchem jungen Staatsbürger wurde auf diese Weise für sein ganzes Leben das Interesse für das Wohl der Allgemeinheit geweckt.

1938 ist Andreas Gadiant ehrenvoll in die Bündner Regierung gewählt worden, der er als Vorsteher des Finanz- und Militärdepartementes während 9 Jahren angehörte. Es waren die Kriegs- und Nachkriegsjahre, welche gerade seinem Departement ganz besonders schwierige Probleme brachten. Er hat sie dank seiner außergewöhnlichen Schaffenskraft zusammen mit seinen Regierungskollegen gemeistert. Besonders zu erwähnen ist dabei sein voller Einsatz auf verkehrspolitischen Gebiet, im Straßenwesen wie in der Eisenbahnpolitik, die Modernisierung des bündnerischen Steuergesetzes und die Reor-

ganisation der psychiatrischen Kliniken Waldhaus und Beverin, welche damals noch seinem Departement zugeteilt waren. Auf schulpolitischen Gebiet hat sich Andreas Gadiant immer wieder tatkräftig eingesetzt für eine gute Berufsbildung und materielle Besserstellung der Lehrer im wohlverstandenen Interesse der Jugend.

Beim Ausbau der Bündner Wasserkräfte hat sich der Verstorbene auch noch nach seiner Regierungszeit im Großen Rat sehr nachdrücklich für eine Energiepolitik zugunsten der bündnerischen Industrie über ein Beteiligungs- und Strombezugsrecht der Gemeinden und des Kantons verwendet. Die bestmögliche Verbreiterung der schmalen volkswirtschaftlichen Basis unseres Kantons war ihm stets eines seiner Hauptanliegen. So hat er sich denn auch bleibende Verdienste erworben um den Auf- und Ausbau des größten Industrieunternehmens unseres Kantons, der Emser Werke. In der Schaffung dieses Unternehmens sah der Verstorbene einen wesentlichen Beitrag zur Verstärkung der bündnerischen Volkswirtschaft und zur Bekämpfung der Abwanderung der jungen Generation. Es war ihm deshalb eine große Genugtuung, als er nach dem Austritt aus der Regierung in den Ausschuß der Verwaltung der Emser Werke berufen wurde, wo er seine ganze Tatkraft für die Erhaltung und Erstarkung des Unternehmens einsetzte.

Die Sozialpolitik lag Andreas Gadiant schon immer am Herzen. So finden wir ihn denn bereits in den Jahren 1929—1931 als eifriges Mitglied in der nationalrätlichen Kommission für ein Bundesgesetz über die Altersversicherung, welches dann allerdings in der ersten Volksabstimmung verworfen wurde. Es ist überhaupt ein eigentlicher Wesenszug des Verstorbenen, daß er sich ganz konsequent immer für den Schwächern und Kleinern, für die Benachteiligten einsetzte und dies nicht nur in der Politik. Wer ihn näher kannte, weiß, wie oft er sich auch ganz privat für seine Nachbarn, für seine Dorfgemeinschaft, für Bekannte und auch Unbekannte als Fürsprecher bei den

zuständigen Stellen meldete, um irgend ein Anliegen vorzubringen und mit Rat und Tat zu helfen. Der vielbeschäftigte Politiker hatte immer Zeit, auch für kleine Dinge.

Erholung fand Andreas Gadiant in seinen spärlichen Mußestunden beim Heuet auf seinem Maiensäß Schwendi, den er solange als nur möglich selber besorgte, auf der Jagd im Fleß- und Flüelagebiet oder als passionierter Bienenzüchter in Serneus. Seiner Familie mit fünf Kindern war der Verstorbene trotz seiner enormen Inanspruchnahme in der Öffentlichkeit stets ein treubesorgter Gatte und Vater.

Standespräsident Dr. Hermann Saurer hat seinen Nachruf zu Ehren des Heimgegangenen am 21. Februar 1977 im Großen Rat mit folgenden Sätzen geschlossen:

«Dr. Andreas Gadiant hat unsere Demokratie stets als etwas Lebendiges verstanden. Er hat uns mit seinem Vorbild gelehrt, eifersüchtig über den Rechten und Freiheiten des Volkes zu wachen, für das Gemeinwohl unermüdlich zu kämpfen und dem

Schwachen und Kleinen wo immer nur möglich zu helfen. Dafür schulden wir dem hochgeachteten Verstorbenen Dank und Anerkennung.»

Dieser Würdigung darf abschließend ein Wort von Andreas Gadiant selber beigefügt werden, das er im Jahre 1935, fünf Tage nach dem negativen Volksentscheid über die Kriseninitiative, die er doch mit größter Überzeugung und leidenschaftlich befürwortet hatte, in der «Nation» schrieb:

«Eines trat uns gerade in diesem Kampfe wieder einmal recht lebendig ins Bewußtsein: welch unvergleichliches und unschätzbare Erbe uns die Vorfahren in dieser unserer Demokratie erkämpft und erhalten haben. Mit Stolz und mit Dankbarkeit hat es uns gerade in den letzten Wochen aufs neue erfüllt, aber auch den festen Willen gestärkt, eifersüchtig über die Erhaltung dieser unserer Demokratie zu wachen, sie so auszubauen, daß auch der Schwache und Kleine Freude haben kann an seiner Heimat.»

Georg Brosi

ne literarisch-sprachliche Begabung war bereits in der ersten Gymnasialklasse so entwickelt, daß ihm der Deutschlehrer einmal gar nicht glauben wollte, daß er seinen Hausaufsatz ohne fremde Hilfe geschaffen hatte.

Nach der Maturität an der Churer Kantonsschule wandte sich R. Hotzenköcherle dem Studium der romanischen Sprachen an der Universität Genf zu, wo ihn besonders die neuen Impulse, die von Charles Bally und von dem de Saussure-Schüler Albert Sekehaye ausgingen, stark anregten. Nach vier Semestern siedelte R. Hotzenköcherle an die Universität Zürich über, um bei Louis Gauchat und vor allem bei Jakob Jud mit der damals auf romanistischem Gebiet neu belebten sprachgeographischen Methode vertrauter zu werden. Aus Liebe zur Muttersprache und aus der Erkenntnis der großen lockenden Aufgaben, die das Mundartleben der deutschen Schweiz noch barg, wechselte er zum Hauptfach Germanistik über und wurde hier ein geschätzter Schüler Prof. Albert Bachmanns, des Altmeisters der schweizerdeutschen Dialektologie. In seiner Reihe «Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik» (BSG) erschien als 19. Band R. Hotzenköcherles weit über 500 Seiten umfassende Arbeit über «Die Mundart von Muttens», mit der der Verfasser 1932 doktoriert hatte und in der der inzwischen verstorbene Lehrer noch die Krönung seiner wissenschaftlichen Reihe erkannte.

Das Buch, das den damaligen Sprachstand einer kleinen, entlegenen Walser Bergsiedlung behandelt, trägt zwar noch den Untertitel einer bloßen «Laut- und Flexionslehre», greift aber überall, vor allem in den reichen Anmerkungen, weit über den Rahmen der bisherigen «Beiträge» hinaus. Es schildert den eigenartigen und schon im Übergang befindlichen Dialekt bis in feinste Erscheinungen des individuellen Ausdrucks hinein, beobachtet syntaktische und stilistische Eigenarten, zieht auch den volkskundlichen Hintergrund mit ein und sucht vorsichtig die Entwicklungstendenzen wie die Stellung Muttens innerhalb der übrigen Walsermundarten Bün-

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Hotzenköcherle



Rudolf Hotzenköcherle blicken, eines international anerkannten Sprachwissenschaftlers, der auf neuen Wegen und erstmals in umfassender Weise, ausgehend von Untersuchungen in unseren Bergtälern, die schweizerdeutschen Mundarten in ihrer Mannigfaltigkeit erforscht und dargestellt hat.

Der am 8. Dezember 1976 in Zürich Verstorbene war am 12. April 1903 in Chur als Sohn eines Druckereibesitzers, dessen Vorfahren sich in Rongellen eingebürgert hatten, geboren und wuchs in der damals noch ländlich-vorstädtischen Quader inmitten unbeschwerter Kameraden und Freunde, zu denen sich auch der Schreibende zählen darf, auf. Schon früh zeigte sich aber bei Rudolf ein erster Zug zu verpflichtender Selbstdisziplin, ein Hang zu vielseitiger Lektüre in abgeschlossener Stille. Sei-

Deutschbünden darf mit Stolz und in Dankbarkeit auf das Lebenswerk des heimatverbundenen Landmanns

dens zu klären. Solch eine intensive und vielseitige Dialektmonographie erwies sich als überraschend neuartige Leistung, die weithin Beachtung fand. Durch sie erwarb sich R. Hotzenköcherle ein großes wissenschaftliches Vertrauen in der Fachwelt, das dazu führte, daß der junge Gelehrte bereits 1935 als Ordinarius für Germanistik auf den durch den jähen Hinschied Prof. W. Wigets aufs neue verwaisten Lehrstuhl seines Lehrers Albert Bachmann berufen wurde.

Hier entfaltete der auf so ungewöhnlichem Weg mit höchster akademischer Verantwortung Betraute durch 34 Jahre in eiserner Arbeitskraft eine zielsichere, bestaunenswerte Lehr- und Forschertätigkeit. Er wurde der strenge, aber um seiner menschlichen Güte willen verehrte wissenschaftliche Erzieher einer ganzen Generation junger Germanisten. Geschult an seiner klaren Methode und angeregt durch seine weitgespannte Problematik, entschieden sich viele Studenten für eine Doktorarbeit unter seiner anspruchsvollen, aber stets teilnehmenden, umsichtigen Leitung. Vor allem zeugen heute die 22 Bände seiner auch modernster Problematik offenen Reihe der «Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung» (BSM) für die Strahlkraft von R. Hotzenköcherles Wirksamkeit.

Die Problematik dieser abwechslungsreichen Untersuchungen reicht eben weit über die bisher meist übliche Aufnahmeart von Lokalmundarten nach bloßen Laut- und Formunterschieden hinaus, etwa in die volkskundlichen Bezüge von Wort und Sache und menschlicher Arbeit hinein, in die Struktur von Wortfeldern usw.; vor allem aber wird in ihnen die Frage nach den innerschweizerdeutschen Sprachräumen und -grenzen und nach deren geschichtlichem Werden wichtig.

Sprachgeographie war die Methode, die Hotzenköcherle ja in der verfeinerten Form, wie sie die Schweizer Romanisten — Jules Gilléron in seinem «Atlas linguistique de la France» und besonders K. Jaberg in Verbindung mit Hotzenköcherles begeisterten Lehrer Jakob Jud im «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Süd-

schweiz» — entwickelt hatten, schon zur Studienzeit kennenlernte. Früh reifte in ihm denn auch der Plan, in dieser Richtung weiterbauend, das Sprachleben der ganzen alemannischen Schweiz zu erforschen und in seinem noch enigermaßen ungemischten Gegenwartszustand auf Karten zu fixieren. Als Ausgangspunkt für dieses Unternehmen, das ein Grundlagenwerk schweizerischer Wissenschaft werden sollte, wählte R. Hotzenköcherle wieder die ihm vertraute Heimat Graubünden, wo ihm seine Dissertation bereits den Blick für wesentliche sprachräumliche Probleme geöffnet hatte. Auf eigenen Antrieb und auf eigene Kosten erwanderte er schon 1931, noch als Student, mit einem selbstverfaßten Fragebuch viele Ortschaften unserer deutschsprachigen Bergtäler, setzte dann diese Kampagne 1941 nochmals fort, so daß er über ein gezielt erfaßtes reiches «Material» aus mehr als 60 Bündner Siedlungen verfügte. Daraus erwuchsen nun zwei bedeutende Arbeiten, die die Sprachstruktur Deutschbündens und ihr geschichtliches Werden neuartig erhellten. In der Untersuchung zur «Bündnerischen Verbalformengeographie» (Festschrift J. Jud 1943) zeigte er mit minutiöser Scharfsicht allein an den verschiedenen Endungsformen des Zeitworts und an ihren Lautgehalten den durchgehenden Unterschied zwischen einer nordöstlichen Walser Sprachgruppe (mit der Mutterkolonie Davos) und einer südwestwalserischen Gemeinschaft (mit der Primärsiedlung Rheinwald) auf; er erwies diesen gegenüber die Kennzeichen der ganz andersartigen, auf romanischem Volkstum erwachsenen Dialekte Churs und des Rheintals, und er vermochte vor allem auch die Übergangsgebiete im vordern Prättigau, im äußern Schanfigg und in der Landschaft um Thusis eindrücklich darzustellen.

Von diesen Einsichten, die manches früher bloß Geahnte vollends klärten, wandte er sich den Herkunftsfragen zu und vermochte schon in der vorliegenden Schrift, vor allem dann aber in der meisterlich gerafften Untersuchung «Zur Sprachgeographie Deutschbündens mit besonderer

Berücksichtigung des Verhältnisses zum Wallis» (74. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1944) die bisher auch bloß in Spuren erkannten Zusammenhänge der Rheinwaldwalser mit den einstigen Bewohnern des obersten Rhonetals im Goms und der Davosergruppe mit den deutschen Wallisern im untern Talabschnitt von Visp bis zur Sprachgrenze mit eindrücklichen Sprachbelegen aus den noch heute nachlebenden Mundarten dies- und jenseits des Gotthards zu erweisen. Auch deutete er bereits an, daß die Einwanderung nach Bünden nicht nur, wie die Urkunden dartaten, aus dem Goms über die Frühkolonie in Pomatt-Formazza erfolgt sei, sondern daß vielleicht auch die «untern Deutschwalliser» erst über ihre Ansiedlungen hinter dem Monterosa ins Gebiet des Landwassers gelangt sein könnten.

Der Plan eines noch weiter ausgreifenden, die ganze alemannische Schweiz umfassenden Unternehmens aber begann sich — dank R. Hotzenköcherles unerbittlicher wissenschaftlicher Akribie — schon in den dreißiger Jahren zu verwirklichen. Der Zürcher Germanist verband sich damals mit dem sich selbständig schon auf denselben Wegen vorantastenden Berner Professor Heinrich Baumgartner, um nun in einer Gemeinschaftsarbeit einen umfassenden Sprachatlas der deutschen Schweiz zu schaffen. Fürs erste galt es, ein die charakteristischen Sprachunterschiede unserer Landschaften einschließendes Fragebuch zusammenzustellen, und dabei leistete nun die Erfahrung, die R. Hotzenköcherle schon bei seinen Bündner Feldaufnahmen gewonnen hatte, entscheidende Hilfe. Dieses bis ins einzelne durchdachte und mehrmals «im Feld» erprobte Questionnaire, das sich nicht in einer alphabetischen Abfragerei erschöpfte, sondern nach Sachgruppen, vorwiegend aus der bäuerlichen Um- und Arbeitswelt, aufgebaut war und das Sprachgut somit im lebendigen Gespräch zu gewinnen suchte, gilt mit seinen gegen 2600 gezielten Fragen heute als ein Meisterwerk der sprachgeographischen Methodik und ist

bereits in wesentlichen Zügen von Gründern ausländischer Parallelunternehmen übernommen worden. Der Eigenbau eines schweizerischen Sprachatlaswerks hatte gerade in jenen Vorkriegsjahren internationaler Spannung neben dem wissenschaftlichen auch unverkennbar ein politisches Ziel. Denn die neuen Leiter des bereits vor Jahrzehnten, freilich auch nach einer andern Aufnahmemethode gegründeten Sprachatlases des deutschen Reichs, der sich, rein wissenschaftlich konzipiert, an die Landesgrenzen der Jahrhundertwende hielt, suchten jetzt mit dem vorläufig noch bloß sprachgeographischen «Anschluß» Österreichs auch die Schweiz nachträglich noch in ihr «großdeutsch» geplantes Sprachraumwerk einzubeziehen. Aber nicht bloß das damals bei uns erwachte Gefühl nationaler Eigenständigkeit führte zum eigenen schweizerdeutschen Sprachatlas, sondern in entscheidendem Maße auch die Einsicht, daß die so mundartenreiche, kleingekammerte Schweiz mit der deutschen Methode der bloßen Fernerkundung und innerhalb des deutschen Großraumatlases gar nicht in ihrer vollen Mannigfaltigkeit zur Schau gestellt werden könnte.

Als 1944 der mitarbeitende Prof. H. Baumgartner plötzlich verstorben war, lag die ganze Last des eben erst angelaufenen Unternehmens auf den Schultern R. Hotzenköcherles, der neben seiner akademischen Lehrtätigkeit auch noch das Phonogrammarchiv der

Universität und das Schweizerdeutsche Wörterbuch in den Leitgremien tatkräftig förderte. Aber bei aller Bedrängnis sah R. Hotzenköcherle von nun an im werdenden Sprachatlas sein eigentliches Lebenswerk, das er durch seine erstaunliche Arbeitskraft pausenlos weiter ausbaute. Zusammen mit seinen drei jungen Exploratoren führte er, zum Teil immer wieder bei eigener Anwesenheit, die Erhebungen der 573 Siedlungspunkte mit 52 Zusatzaufnahmen durch. Dieses deutschschweizerische Ortsnetz ist das dichteste, das je im direkten Verfahren der Naherkundung ausgewertet ward, und es war zum vorneherin vorgesehen, daß die vielfältigen Dialekte der Alpentäler am eingehendsten aufgezeichnet wurden. R. Hotzenköcherle hat in der zweibändigen «Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz» (SDS) über alle Probleme der Erkundung, der Transkription und der Gestaltung der Kartenblätter eingehend und gewissenhaft Auskunft gegeben. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte entstanden aus dem gehorteten und systematisch geordneten Sprachmaterial wohlgegliederte Streuungskarten mit ausgiebigen Legenden für die so mannigfaltigen Probleme. Und aus den Stößen von Kartenzeichnungen erwachsen die ersten, thematisch ausgedehnten Atlasbände: der erste erschien 1962 und umfaßte neben eindrücklichen Grundkarten die Unterschiede in der schweizerdeutschen

Vokalqualität, der zweite von 1965 die Probleme der für unsere Mundarten so kennzeichnenden Vokaldehnungen und -kürzungen. Dazu kam der Band über die Formengeographie (1975) und auch schon eine erste Publikation der für den Nichtfachmann besonders anziehenden Wortforschungen. Band IV vermittelt nämlich die landschaftlich wechselnden Ausdrücke für den Menschen in seinem körperlichen und seelischen Dasein.

An diese heute schon vorliegenden, jeweils gegen 200 Kartenblätter einschließenden Kompendien werden sich nun bald weitere, das altererbte Wortgut unserer alemannischen Sprachlandschaften vom Bodensee und vom Rheinknie bis in unsere Alpentäler und über die Landesgrenzen hinüber in die walserdeutschen Siedlungen Norditaliens sinnfällig vor Augen stellende Kartenbände reihen.

Mitten aus der Arbeit an der Vollendung dieses seines Lebenswerks ist Rudolf Hotzenköcherle, der sich auch nach der Aufgabe seiner Hochschulprofessur seit 1969 Tag für Tag noch auf der «Atlasbaustelle» eingestellt hatte, jäh herausgerissen worden. Er durfte freilich sein Werk mit der Gewißheit verlassen, daß der bereits hoch über die Fundamente hinauf errichtete Bau von seinen eng befreudeten Schülern und Mitarbeitern nach seinem Plan zu Ende geführt werde.

Bewundernswert an Leben und Werk Prof. R. Hotzenköcherles bleibt sein nie gebrochener Forscherwille, der ihn

EIN NEUER BRUNNEN

erfordert Einfühlung in die bestehende Umgebung

Wir stehen Ihnen zu unverbindlicher Beratung gerne zur Verfügung

G. BIANCHI + CO. CHUR

Alle guten

Natursteine für Friedhof und Bau



durch eine andauernd harte Tagesarbeit, die er aber nie als Last empfand, an sein Werk bannte. Der Wissenschaft und seinen Schülern hat er sein Dasein gewidmet. Erholung und Stärkung fand er allein im Kreis seiner Familie und durch den Helferwillen seiner entsagungsbereiten, verständnisvollen Gattin. Mit ihr zusammen gönnte er sich, der auch für das Musische und sogar für die Muße stets aufgeschlossen gewesen wäre,

jetzt einige Konzert- und Ferienreisen, von denen er beglückt erzählen konnte. Bei allen Ehrungen, die ihm von außen zukamen, unter anderem dem Doctor honoris causa der Universität Basel, blieb Rudolf Hotzenköcherle ein bescheidener Mensch und treuer Freund, der die Dinge der Welt ruhig und unvoreingenommen betrachtete und im stillen Wirken am wachsenden Werk stets eine innere Freude ausstrahlte. Paul Zinsli

Hier entfaltete Prof. Simeon über vier Jahrzehnte lang eine überaus fruchtbare und erfolgreiche Tätigkeit im Dienste der studierenden Bündner Jugend. Gewissenhaft vorbereitet, gestaltete er jede Lektion souverän zum wahren Erlebnis. Selbst die schwersten und heikelsten Themen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre entwickelte er geschickt, respektvoll, klar und untermauerte abstrakte Begriffe, Symbole und Grundwahrheiten des Naturrechts und der kirchlichen Lehre mit anschaulichen Bildern und Beispielen aus dem täglichen Leben, aber auch aus der gesamten Kultur- und Weltgeschichte. So wurde der Religions- und Sittenunterricht, aber ganz besonders auch die Einführung in die philosophischen Grundbegriffe in den letzten Klassen oft zu einem beglückenden Höhenflug. In solchen großen Augenblicken brach die tiefgründige Religiosität des Lehrers kindlich fromm hervor, und das abschließende Gebet am Ende jeder Lektion krönte die Erhabenheit des beschaulichen Erlebnisses.

Prof. Simeon war auch ein fähiger Sprachlehrer. Hatte ihn bereits die Ausbildung in Rom mit der Sprache und Kultur des Südens eingehend vertraut gemacht, so frischte er in den Ferien immer wieder seine Eindrücke und Kenntnisse auf durch ausgedehnte Reisen, Studien- und Kuraufenthalte, vor allem in Italien und Frankreich. Seiner scharfen Beobachtungsgabe entgingen tiefgreifende Wandlungen dabei ebensowenig wie Armut und Verzweiflung notleidender Bevölkerungsteile.

Prof. Simeons Tätigkeit an der Kantonsschule erschöpfte sich keineswegs im fesselnden Unterricht. Ein lebendiger Religionsunterricht ruft nach aktivem Einsatz, nach sinnvoller Betätigung im Leben des Alltags. Schon in den ersten Jahren sammelte Beno Simeon sangesfreudige Kantonschüler zu Proben, in denen vor allem religiöse Gesänge zur würdigen Gestaltung des monatlichen Schulgottesdienstes in der Seminarkirche eingeübt wurden, aber auch Studenten- und Wanderlieder für gesellige Zusammenkünfte. In den ersten Fe-

Domherr Prof. Dr. Beno Simeon



der eigens in der Wohnung anberaumten Vorstandssitzung des Katholischen Schulvereins Graubünden teilnahm.

Beno Simeon wurde am 13. August 1897 in Münster/Westfalen, der Wohnstadt der rheinländischen Mutter, geboren. Der aus Lantsch/Lenz stammende Vater zog aber schon bald mit der Familie zurück in die bündnerische Heimat und nahm in Chur Wohnsitz. Hier besuchte der aufgeweckte Knabe die ersten Primarschulklassen an der Hofschule und begann schon früh seine gymnasiale Ausbildung am Kollegium Maria Hilf in Schwyz. Schon mit 17 Jahren bestand er dort erfolgreich die Matura. In Rom absolvierte Simeon in den Kriegsjahren des Ersten Weltkrieges das philosophische und theologische Studium und schloß es mit dem Doktorat in beiden Disziplinen ab. Hier wurde er 1920 auch zum Priester geweiht. Wenn die ewige Stadt in der kunstvollen Synthese von Antike und christlicher Verklärung den jungen Doktor auch immer wieder aufs neue faszinierte und die südliche Kultur und Sprache ihm lieb und geläufig geworden war, so drängte es ihn doch zurück in die Naturpracht der bündnerischen Gebirgswelt.

Zwei Jahre amte Dr. Simeon im herrlichen Oberengadin als Pfarrer von Samedan. Im Jahre 1922 wurde er an die Kantonsschule nach Chur gewählt als Lehrer für katholischen Religionsunterricht und Italienisch.

Die Trauerkunde des im ganzen Kanton und weit über dessen Grenzen hinaus bekannten Schulmanns, Referenten, Kanzelredners, ehemaligen Kantonsschullehrers und Domherrn Dr. Beno Simeon überraschte die einstigen Schüler, Kollegen, Freunde und Bekannten. In der Nacht des 22. Januar 1977 erlag er in seinem 80. Altersjahr einem mit großer Fassung ertragenen hartnäckigen Leiden. Es zeugt von der ungeheuren Lebensenergie des Verstorbenen, wenn er noch am Todestag vorbildlich seine priesterlichen Pflichten im Meßopfer und Gebet erfüllte, sportbegeistert am Fernsehen die Lauberhornabfahrt verfolgte und mit wachem Interesse an

rientagen fanden jährlich besinnliche Einkehrtage in der Karwoche statt.

In der Vinzenzkonferenz schulte Prof. Simeon jüngere und ältere Kantonsschüler für den sozialen Einsatz Minderbemittelten, Notleidenden und Kranken gegenüber. Vom kargen Überfluß waren Abstriche zu machen, um dort helfend einzugreifen, wo die Not groß war. In der Stadt, bei Eltern und Bekannten galt es, Liebesgüter zu sammeln. Advents- und Fastenzeit erheischten auch von einem Kantonsschüler Bereitschaft zum Verzicht. Belohnt wurden die Mitglieder der Vinzenzkonferenz durch das eindruckliche Erlebnis bei der Überreichung der oft mühsam erstandenen Gaben an kinderreiche Familien, an kranke und gebrechliche Mitmenschen, zu Weihnachten, zu Ostern, oder wenn eine besondere Notlage es gebot.

Aus der Liebestätigkeit der Vinzenzkonferenz entwickelte sich die große Wohltätigkeitsaktion der Nachkriegsjahre, die unter der Anleitung der Religionslehrer an der gesamten Kantonsschule erfolgreich durchgeführt wurde. Die namhafte Lieferung von gesammelten Hilfsgütern an die Schule von Ludwigshafen 1946 bewies eindrucklich die Öffnung von Herz und Hand zur Linderung fremden Leids.

Selber sportbegeistert, scharte Prof. Simeon immer wieder Kantonsschüler um sich und führte wohl die ersten Skilager an der Schule irgendwo in der unberührten Abgeschiedenheit einer tiefverschneiten Gebirgslandschaft durch. Sowohl die sportliche Betätigung in der herrlichen Alpenwelt als auch das gemütliche Beisammensein abends in der Hütte mit viel Musik, Humor und Witz wurden zu einem unvergeßlichen Erlebnis.

Prof. Simeon genoß durch sein loyales, aufgeschlossenes, freundschaftliches Wesen hohes Ansehen bei den Kollegen. Seine prägnanten Voten zählten in der Lehrerkonferenz, und seine witzige Geselligkeit erheiterte die Pausen und gelegentliche Zusammenkünfte. Rüstig und im vollen Besitz der körperlichen und geistigen Kräfte verließ Simeon 1963 nach 41

Jahren im Dienste die Kantonsschule, nicht um auszuruhen, sondern um sich vermehrt einzusetzen auf anderen Gebieten, die ihm auch am Herzen lagen.

Vom Mitbegründer des 1919 in Bonaduz ins Leben gerufenen Katholischen Schulvereins Graubünden und späteren Bischof Christianus Caminada erhielt Prof. Simeon gleich nach seiner Wahl an die Kantonsschule den ehrenhaften Auftrag, der jungen Vereinigung von Lehrern, Pfarrherren und Eltern volle Aufmerksamkeit zu schenken und die für das sichere Gedeihen unentbehrliche Aufbauarbeit zu übernehmen. Überzeugt vom eminenten Wert der christlichen Erziehungsgrundsätze und immer bestrebt, diesen die notwendige Breitenwirkung über die Schule hinaus in Kirche und Elternhaus zu verschaffen, machte Prof. Simeon den Katholischen Schulverein zum eigentlichen Herzensanliegen seiner erzieherischen Tätigkeit. Sein großes organisatorisches Talent gab der Vereinigung seine heutige Struktur, sowohl im Kantonalvorstand als auch in den einzelnen regionalen Sektionen. Der Schulung und Besinnung auf die Bedeutung der Erziehungsaufgaben dienten auch die jährlich durchgeführten Lehrerexerzientien und neuerdings die katechetischen Kurse für die Ausbildung von Junglehrern für den Einsatz im Religionsunterricht.

Zur Weiterbildung empfahl Prof. Simeon immer wieder die sorgfältig redigierte Bildungs- und Erziehungszeitschrift «Schweizer Schule», das Fachorgan des Schweizerischen Katholischen Lehrervereins. Er selber verfaßte namhafte Beiträge über erzieherische Grundprobleme und Aufgaben, aber auch über soziale Verpflichtungen notleidenden Bevölkerungsschichten gegenüber. Von ihm und vom Schulverein Graubünden ging beispielsweise die Initiative zur großangelegten Hilfsaktion für Burundi in Afrika aus.

In den über 40 Jahren unermüdligen Einsatzes im Vorstand des Katholischen Schulvereins Graubünden — davon 28 als Präsident und 10 als Ehrenpräsident — festigte Prof. Si-

meon wesentlich die Institution und machte sie zu einem wichtigen Bestandteil des katholischen Lebens in Graubünden. Msgr. Bischof Caminada ehrte denn auch 1945 die große Leistung von Prof. Simeon mit der Ernennung zum Domherrn der Kathedrale, und der Schweizerische Katholische Lehrerverein würdigte die großen Verdienste anlässlich des 75-jährigen Bestehens 1967 mit der Proklamierung zum Ehrenmitglied.

Sprachgewandtheit und eine brillante Rhetorik machten Prof. Simeon zum begehrten Kanzelredner. Immer wieder faszinierten seine Predigten durch den klaren Aufbau, die prägnante Formulierung, die gepflegte Sprache und die kraftvolle Stimme. Außer der seelsorgerlichen Betreuung der katholischen Kantonsschüler war er stets bereit, auch in der pfarramtlichen Pastoration auszuhelfen: in der Kathedrale, in der Erlöserkirche, aber auch in Diasporagemeinden der engeren und weiteren Umgebung, vor allem in der Stadt Zürich.

Prof. Simeon griff öfters zur Feder und bereicherte vorab die katholische Presse mit grundlegenden Beiträgen über Weltanschauung und Erziehung. Wenn er auch in der Regel anonym blieb oder mit einem Pseudonym zeichnete, erkannten geübte Leser an den sowohl stilistisch als sachlich brillanten Artikeln unschwer den profilierten Autor.

Die unermüdlige, immer gründliche Arbeitsleistung auf sämtlichen skizzierten Gebieten und weiteren entsprang dem ausgeprägten Pflichtbewußtsein, das seinerzeit in der kindlich frommen Priesterseele wurzelte. Beno Simeon trug sein geläutertes Wesen nicht auf den Händen, im Gegenteil, hinter seinem markanten Wort witterte man doch viel eher eine der äußeren robusten Erscheinung entsprechende selbstbewußte oder vielleicht gar selbstgefällige innere Komponente. Mitnichten. Schon sein unverwüstlicher Optimismus, der sich auch in den immer freundlich frohen Zügen kundtat, offenbarte eine geläuterte Seele. Der Priester Simeon war ein großer stiller Beter und

schöpfte täglich Mut und Kraft für die hohen Aufgaben aus dem Born des Gebetes.

Eine große Trauergemeinde nahm am 26. Januar 1977 in der Kathedrale

würdig Abschied vom Domherrn Professor Dr. Beno Simeon und widmete ihm in Dankbarkeit und tiefer Reverenz den letzten erhabenen Gruß.

Pieder Cavigelli

Oberst Gion Fidel Coray



Am 10. Januar 1977 starb im Regionalspital Ilanz Oberst Gion Fidel Coray. Die große Teilnahme an der Beerdigung in seinem Heimatdorf Schleuis, wo Mitbürger, Kollegen, Freunde und Dienstkameraden von ihm Abschied nahmen, zeigte eindrucksvoll, wie Gion Fidel Coray Ansehen, Achtung und Freundschaft genoß. Es war die letzte Ehre für eine urchige Persönlichkeit — er nannte sich selbst *scolast e pur* —, die ihr ganzes Leben lang «im Dienst» stand, und zwar pflichtergeben im Dienste der Schule, der Gemeinschaft, der Kirche und des Vaterlandes.

Als junger Lehrer begann Coray seine berufliche Tätigkeit in Schleuis, wo er während 44 Jahren der Schule treu blieb. Das Heranwachsen von Generationen wurde von ihm mitbestimmt. Als Lehrer von altem Schrot und Korn war er stets bemüht, teilweise auch im autoritären Stil und kompromißlos, eine pflichtbewußte und disziplinierte Jugend zu erzie-

hen und aus seiner tiefen christlichen und ethischen Verankerung heraus durch sein Vorbild jedem etwas Bleibendes für das Leben mitzugeben. Mit seiner Lehrertätigkeit war auch die Funktion des Organisten und Chordirigenten verbunden.

Als Bauernsohn aufgewachsen, suchte er bis zu seinem Ableben Entspannung in der freien Natur und war stolz auf den Bauernbetrieb, den er mit seinem Bruder zusammen führte. Er kannte die Nöte und die Bedürfnisse der Bergbauern, die in ihm immer einen Wortführer und Bannerträger fanden. Als Exponent der Bergbauernauffassung scheute er sich nicht, in verschiedenen Gremien mit Hartnäckigkeit auf die Probleme der Berglandwirtschaft hinzuweisen und sich für deren Lösung einzusetzen. Auch in seiner Ansprache als Landespräsident im November 1965 lag das Schwergewicht seiner Ausführungen in der Stellungnahme zu den Verhältnissen der Bündner Landwirtschaft.

Das politische Leben auf allen Ebenen übte auf Gion Fidel Coray eine starke Anziehungskraft aus und bot ihm Gelegenheit, seine Auffassung, die nur bedingt parteigebunden war, nicht nur zum Ausdruck zu bringen, sondern auch zielstrebig durchzusetzen, ohne aber den Boden der Realität zu verlassen. Es lag in seinem Wesen, die politischen Probleme auf eine einfache Art und Weise zu sehen, klar zu beurteilen und oft eine Lösung anzustreben, ohne sich um andere Auffassungen zu kümmern. Trotz seiner vielseitigen politischen Tätigkeit wurde Coray nie ein Vollblutpolitiker; im Gegenteil, er mißtraute nicht selten Berufspolitikern.

In seinem Dorf war er während 30 Jahren Gemeindepräsident und gab

während dieser Zeit der Gemeinde seine eigene Prägung. Im Jahre 1943 — nachdem er vorher Stellvertreter war — wurde er in den Großen Rat gewählt und vertrat, mit einem kleinen Unterbruch, als Abgeordneter bis 1967 den Kreis Ilanz.

Am 17. Mai 1965 wählte ihn der Große Rat mit 107 von 111 gültigen Stimmen als Landespräsident. Die Übernahme dieses Amtes bildete die Krönung seiner politischen Tätigkeit und Aktivität. Bis zu seinem Tode wirkte Coray zudem von 1950 an als Richter des Bezirksgerichtes Glenner.

Die militärische Laufbahn begann für Fidel Coray Ende 1928 mit der Beförderung zum Leutnant der Gebirgsinfanterie. Anfangs 1936 übernahm er das Kommando der Geb. Mittr. Kp IV/91, und nachdem er auch die Stabsk. Geb. Füs. Bat. 92 geführt hatte, übernahm er im Jahre 1943 das Geb. Füs. Bat. 91. Als Oberst und Kommandant eines Gz. Rgt. schloß Coray seine militärische Laufbahn ab und trennte sich nur ungern von seinen Soldaten, mit denen er sehr verbunden war.

Für die Vorgesetzten und Untergebenen, die mit dem Offizier Coray Dienst leisteten, bleibt dieser volks- und naturverbundene Offizier als konsequenter, mutiger und menschlicher, wenn auch manchmal hart durchgreifender Führer in Erinnerung. Coray hatte kein besonderes Interesse für militärwissenschaftliche oder akademische Diskussionen. Für ihn war die Entschlußkraft wichtiger als langatmige Beurteilungen, die Tat entscheidender als die Überlegungen und die Durchschlagskraft sinnvoller als Erwägungen. Er zeigte in allen Situationen, die der Dienst mit sich brachte, in der Ausbildung wie in der Führung, sein unverfälschtes Wesen, ohne sich von äußeren Einflüssen beeindrucken zu lassen. Man wußte wie er war, und das gefiel den Untergebenen.

Das taktische Brevier Corays war sehr einfach, und dieser Tatsache entsprang das Vertrauen, das nach oben und nach unten entstand. In der Zeitspanne von 1928 bis 1955 leistete

Coray zusammengezählt mehr als 5 Jahre Dienst, und diese imponierende Leistung bringt mehr als Worte klar zum Ausdruck, daß der Glaube, die Überzeugung und die Hingabe zur

Armee für ihn ein Bestandteil des Lebens waren.

Oberst Coray hat als Bürger und Soldat seiner Heimat mit vollem Einsatz gedient. Guido Rigonalli

noch Mitglied des Großen Rates, dem er im Jahre 1950 als Standespräsident vorstand. Diese ehrenvolle Wahl ins höchste Amt des Kantons Graubünden erfüllte ihn mit größter Genugtuung.

Während des letzten Aktivdienstes war Peter Conradin Kommandant und die Vaterfigur einer Kavallerieschwadron. Später war er als Major und Oberstleutnant der Pferdestellung zugeteilt. Wenn er aus seinem Dienstleben erzählte, kreisten seine Gedanken aber fast nur um seine Schwadron im Aktivdienst, die ihm so sehr am Herzen lag, während der Dienst als Pferdestellungsoffizier trotz Beförderung für ihn ein gewöhnlicher Pflichtdienst war.

Alle diese vielen Ämter und die vielen Dienstpflichten, insbesondere während des Aktivdienstes, verhinderten Peter Conradin nicht, seiner Heimat noch in vielen anderen Bereichen zu dienen. So war er lange Jahre Präsident der kantonalen landwirtschaftlichen Schule Plantahof, des landwirtschaftlichen Vereins Alpina, der Viehzuchtgenossenschaft Suot Fontana Merla, der Engadiner Milchgenossenschaft, des Verwaltungsrates des Lyceum in Zuoz und der Engadiner Kraftwerke sowie Verwaltungsrat der Kraftwerke Brusio.

Als Student war Peter Conradin eifriges Mitglied der Turnerschaft Utonia zu Zürich, der er während des ganzen Lebens treu verbunden blieb und viele neue Freundschaften schloß. Die Prinzipien seiner Verbindung waren ihm immer wegweisend. Seine Couleurbrüder ließ er nie im Stich, wenn diese mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. So weiß ich aus dem Munde einiger seiner Freunde, die in den Krisenjahren vor zirka 50 Jahren sich vor schwere finanzielle Sorgen gestellt sahen, daß Peter Conradin ihnen ohne große Formalitäten und unter größter Verschwiegenheit durch Bürgschaften oder gar durch Darlehen geholfen hat, ihre Studien zu beenden oder ihren Beruf aufzunehmen. Er war im wahrsten Sinne der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, der seine Freunde nicht nach der Abstammung auswählte,

Dr. iur. Peter Conradin von Planta



Aus Dankbarkeit für die seit sechzig Jahren dauernde Freundschaft zwischen Peter Conradin und mir möchte ich ihm diese Zeilen widmen, nachdem er am 9. März 1977 für immer von uns Abschied nahm.

Peter Conradin wurde am 6. Dezember 1900 in Zuoz geboren, wo er auch seine Jugendjahre und die Primarschulzeit verbrachte. Bereits im Alter von 9 Jahren erlitt er den für ein Kind wohl schwersten Schicksalsschlag seines Lebens durch den Tod seiner Mutter. Was es heißt ohne Mutterliebe aufzuwachsen, weiß ich aus eigener Erfahrung, denn ebenfalls im Jahre 1909 verstarb auch meine Mutter nach kurzer Krankheit. Mutterliebe ist für ein Kind in diesem Alter unerlässlich, auch wenn nahe Verwandte sich alle Mühe geben, die Mutterpflichten zu übernehmen. Deshalb muß der Verlust einer Mutter deren Kind auch in charakterlicher Hinsicht beeinflussen, sei es im guten oder schlechten Sinne. Es lernt frühzeitig selbständig mit Lebensschwierigkeiten fertig zu werden

und handelt später auch entsprechend. Das trifft sicher auch für Peter Conradin zu, der mit würdevoller Fassung den Verlust seines Vaters als 22jähriger Student und später den Tod seiner beiden Söhne hinnahm, obschon ihm deren Lebensabschied sehr zu Herzen ging. Gleichmaßen gefaßt zeigte er sich auch während seiner schweren Erkrankung, als wir uns im vergangenen Herbst zum letzten Mal getroffen haben.

Im Jahre 1917 wurde Peter Conradin unser Klassenkamerad im Gymnasium der Kantonsschule in Chur, wo wir uns erstmals kennen lernten. Die gemeinsame Mitgliedschaft im Kantonsschülerturnverein wurde dann zur Basis unserer Freundschaft, die bis zu seinem Tode währte, obwohl er schon 2 Jahre später die Kantonsschule verließ und seine Mittelschul Ausbildung in Zürich fortsetzte, mit dem Erfolg, daß er ein Semester vor seinen Klassenkameraden in Chur die Maturitätsprüfungen bestand und mit dem Studium der Rechtswissenschaft beginnen konnte. Später verbrachte er noch einige Semester im Ausland, kehrte aber wieder nach Zürich zurück und promovierte zum Dr. iur.

Nach Abschluß des Studiums nahm Peter Conradin wieder Wohnsitz in seiner Heimatgemeinde Zuoz, um seinen Familienbesitz mit zahlreichen landwirtschaftlichen Gütern zu verwalten und sich als Rechtsanwalt zu betätigen, was unweigerlich auch zum Eintritt in die Politik führte. So ließ er sich unter zwei Malen zu insgesamt 13 Jahren als Gemeindepräsident von Zuoz wählen und gehörte auch jahrelang als Richter dem Kreisgericht Oberengadin und als Richterstellvertreter dem Kantonsgericht an. Von 1941 bis 1959 war er zudem

sondern nach dem Vertrauen, das diese ihm entgegen brachten. Wir, die ihm während Jahrzehnten in Freundschaft nahe standen, trauern um einen lieben Menschen, der uns, seiner engern Heimat im Engadin und dem Kanton Graubünden sehr viel gebo-

ten hat und nicht so schnell vergessen werden kann. Was aber der Verlust des Gatten, des Vaters und des Großvater für seine Familie bedeutet, können wir nur ahnen.

Wieland Buchli

Professor Dr. Joos Cadisch



Schaut man vom Kapellenhügel St. Lorenz im Domleschg zum Heizenberg hinüber, muß einem im Weiler *Dalin* das stattliche Haus der Familie *Cadisch* auffallen. Dort hat Joos Cadisch immer wieder und in den Jahren nach seinem Rücktritt als Professor der Geologie an der Universität Bern öfter und für längere Dauer Stille und Erholung bei den Penaten gesucht und gefunden.

Es ist guter Brauch, im Gedenken an liebe, verehrte Verstorbene auch ein «Lob des Herkommens» zu schreiben. Wenn das nun auch hier geschieht, hat es damit eine besondere Bewandnis: Mit Interesse und Freude haben wir in der «Berner Wochenzeitung» vom Februar 1914 einen Nachruf auf den Vater des Geologen gelesen. Auch er ein *Joos Cadisch*, ein echter «Bündner-Berner». Geboren ist er 1855 in Dalin als Kind bäuer-

licher Präzer Bürger. Die Eltern ließen nach der Primarschule den begabten Jungen die Realschule in Thusis und dann die Kantonsschule in Chur besuchen. Es wird berichtet, daß er anschließend nach München gezogen sei und dort an der Hochschule Vorlesungen über Handelswissenschaften besucht habe. Es folgte dann in Genf eine kaufmännische Praxis in einem Handelshaus. So vorbereitet ist er als «Professor» für Handelsfächer an die Kantonsschule Chur gewählt worden. Es gibt eine Aufnahme des Lehrerkollegiums vom Schuljahr 1887/88, auf welcher dieser Joos Cadisch «der Ältere» zu sehen ist. Noch in Chur hat er *Ursula Liver* von Flerden geheiratet, die Mutter des Geologen, eine Frau, die am Heizenberg sehr beliebt und geachtet war. Vater Cadisch hat dann um 1894 eine Stelle am Gymnasium der Stadt Bern angetreten, wo er bis 1914, seinem Sterbejahr, von Kollegen und Schülern verehrt, erfolgreich wirkte. —

Manches von dem, was der Freund im Nekrolog von ihm geschrieben, von seiner Begabung, seinem Wohlmeinen und seiner Hilfsbereitschaft gegenüber andern, hat uns an den Sohn Joos erinnert. Vater Cadisch hat die Berufswahl und den Studienbeginn des Sohnes bei *Professor Arbenz* noch erlebt, den Anfang seiner eigentlichen Fachtätigkeit aber nicht mehr.

Der Sohn Joos ist am 1. September 1895 geboren und wie Professor *W. Nabholz*, sein Nachfolger an der Universität, in seinem Nachruf (BZ 28. April 1977) schreibt, als «echter Bündner in Bern aufgewachsen». Man darf es wohl als Glücksfall bezeichnen,

daß er Geologe geworden ist und auch, daß er Schüler von Professor *Arbenz* sein konnte. Die Berner Geologenschule war in Fachkreisen sehr angesehen. Ihre Arbeitsgebiete waren vor allem der nahe Jura, dann die Berner Alpen und — auch das war für Joos Cadisch ein Glücksfall — *Mittelbünden*, das nach dem Wunsch der Schweiz. Geologischen Kommission von Professor *Arbenz* als zusätzliches Forschungsgebiet gewählt wurde. Ein Reihe junger Geologen, Doktoranden des Berner Instituts, bildete nun in den zwanziger Jahren eine Arbeitsgemeinschaft. Mit Begeisterung und großem Erfolg wurde die Erforschung und Kartierung der Landschaften an der Plessur, Albula und am Landwasser durchgeführt. Joos Cadisch hat das *Weißfluhgebiet* gewählt und dort und im Schanfigg 1916—1918 an seiner Dissertation und an der geologischen *Karte von Arosa* gearbeitet. Im Sommer 1918 hat der Verfasser dieser Würdigung die Bekanntschaft mit dem jungen Geologen machen dürfen. Es war an einem Juliabend, als wir zu dritt in Tschierschen auf dem Molinisersträßchen ein angeregtes Gespräch führten, Prof. Christian Tarnuzzer und Joos Cadisch als Geologen die Behelrenden, Gebenden und meine Wenigkeit, als Interessent im Nebenfach, der Empfangende. Joos Cadisch hat mir damals unter anderem beigebracht, was eine Epigenese ist, deren es im Schanfigg ja mehrere sehr typische gibt. Ein Jahr später hat er mit seiner Dissertation «*Geologie der Weißfluhgruppe zwischen Klosters und Langwies*» promoviert. Erweitert ist sie dann 1921 gedruckt worden. Es war die erste Publikation aus der Reihe «Geologie von Mittelbünden». Auch vom Kartenwerk, das in 6 Blättern erschienen ist, war das *Blatt Arosa* von Cadisch das erste, 1922 von der Geologischen Kommission herausgegeben. Es folgten dann die Karten «Lenzerhorn», «Davos», Landwasser», «Piz Michel» und «Bergün», zusammen ein imponierendes Werk geologischer Aufnahmen. Cadischs Mitarbeiter waren *R. Brauchli*, *H. Eugster*, *F. Frey*, *Th. Glaser*, *W. Leupold* und *E. Ott*, ein ideales Team, die jungen

Geologen einander in Freundschaft verbunden.

Nach der Promotion ist Joos Cadisch *Adjunkt der Geologischen Kommission der NGS* geworden, deren Präsident bis 1926 Altmeister *Albert Heim* in Zürich war. Cadisch hat am neuen Wirkungsort rasch Anschluß an die Hochschule gefunden. Mit einer vielbeachteten Arbeit «*Der Bau der Schweizeralpen*» hat er sich 1925 als P. D. an der ETH habilitiert. Hauptteil der Arbeit ist das *tektonische Stereogramm*, das den Deckenaufbau des Gebirges nach damaligem Stand der Wissenschaft wiedergibt. Der zweite Teil der Arbeit gilt den Beziehungen zwischen dem Bau des Untergrundes und den Oberflächenformen des Davoser Gebietes, also geomorphologischen Problemen, wie sie damals besonders der Thuner Geologe *Paul Beck* und in Zürich Prof. *Fritz Machatscheck* an der ETH zu klären suchten. Man darf annehmen, daß Joos Cadisch von ihnen manche Anregung empfangen hat, wie übrigens auch von den auf diesem Spezialgebiet besonders tätigen österreichischen Morphologen in Innsbruck und Wien.

Im Jahre 1927 ist das Bureau der Geologischen Kommission von Zürich nach Basel verlegt worden, wo Joos Cadisch seine Lehrtätigkeit als Privatdozent und später als außerordentlicher Professor an der Universität fortgesetzt hat. Die dreißiger Jahre sind Krisenjahre der Wirtschaft gewesen, zugleich aber auch eine Zeit der Bemühungen um Modernisierung zahlreicher Wirtschaftszweige. Cadisch hat seine Stellung bei der Geologischen Kommission aufgegeben und sich als Privatgeologe betätigt. So war er unter anderem Gutachter bei einer deutschen Bergwerksgesellschaft und als Experte auch in andern Gebieten Europas an der Arbeit. Daneben hat er noch Zeit gefunden, sein Hauptwerk zu schreiben, die «*Geologie der Schweizeralpen*». Es ist im Wepf-Verlag in Basel erschienen und dann 1953, wesentlich erweitert und auf neuesten Stand der Wissenschaft gebracht, in 2. Auflage herausgekommen. «Es hat den Ruf des Verfassers als Alpengeologe mit umfassenden

Kenntnissen und reicher Erfahrung erneut unter Beweis gestellt» (W. Nabholz BZ 28. 4. 1977). Das Werk ist als Lehrbuch oder als Handbuch aber auch als unentbehrliches Nachschlagewerk begrüßt und gewürdigt worden. Mat hat es in Fachkreisen besonders in der 2. erweiterten Auflage als den «*Cadisch der Schweizeralpen*» den grundlegenden Werken von Alb. Heim, Rudolf Staub, Leop. Kober usw. an die Seite gestellt. «Wer sich in Cadischs Werk vertieft, erhält grundlegendes Wissen aus objektiver Schau, konzipiert von einem Autor mit umfassenden Kenntnissen und reicher Erfahrung in alpiner Geologie» (zit. W. Nabholz). Es war ja eine hervorragende Eigenschaft Cadischs, in publizistischer Arbeit und im Gespräch Wesentliches vom mehr Zufälligen zu scheiden und sich weniger an Hypothesen als an Beobachtungstatsachen zu halten. Es spricht auch für die Objektivität des Autors, daß er die Abfassung für einen ersten Teil des Werkes der 2. Auflage über die kristallinen Elemente der Schweizer Alpen einem ausgewiesenen Spezialisten anvertraut hat, dem Petrographen und Mineralogen Prof. Dr. E. Niggli nämlich, damals noch Professor in Leiden, heute in Bern.

Während der Kriegsjahre war Joos Cadisch *Chef des Bergbaubureaus* des Eidg. Kriegs-, Industrie- und Arbeitsamtes. Seine Tätigkeit auf diesem Gebiet führte ihn zu den vielen, meist allerdings unbedeutenden Lagerstätten unseres Landes, zu den noch in Betrieb befindlichen wie auch zu aufgelassenen, um abzuklären, ob verbesserte Methoden oder neue Bemühungen im Abbau sich lohnen könnten. So waren wir mit ihm auch einmal in der «*Goldenen Sonne*» am Calanda. Wir sehen ihn noch, wie er in einer «*echten Goldwäscherwanne*» mit eher spärlichem Wasservorrat aus Gesteinsmehl und Split des Hauptstollens Gold zu gewinnen versuchte, nicht zum persönlichen Vorteil natürlich, sondern um ein Maß über einen eventuellen Goldgehalt des Gesteins zu gewinnen. Über die Erzvorkommen am Calanda (Goldene Sonne und Gnapperkopf bei Vättis) hat

er eine auch historisch gut belegte Studie publiziert. Über seine Tätigkeit auf diesem Posten hielt er in der NGG einen fesselnden Vortrag, ohne aber, wie das seiner Art entsprach, Illusionen zu wecken. Auch für Kraftwerkprojekte hat er zahlreiche Gutachten bezüglich der Staumauerfundation oder der Zuverlässigkeit des Speicherraumes verfaßt.

Uns Bündner muß interessieren, daß er in Zusammenarbeit mit Prof. *Alfred Kreis* in Chur sich um die Anwendung seismischer Methoden auf diesem Gebiet bemüht hat.

So vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit als Geologe hat dann 1943 ihre Krönung in der Wahl zum *Ordinarius für Geologie* an der Universität Bern gefunden. Er ist damit Nachfolger seines kurz vorher verstorbenen Lehrers und Freundes Prof. Arbenz geworden. Es wurde ihm dann auch noch die Ehre zuteil, während je einer Amtsperiode Dekan der Fakultät und Rektor der Universität zu sein.

Bis 1965 war er nun Lehrer und Berater angehender Geologen, deren Dissertationen unter anderem auch noch Graubünden betrafen. Unter seiner Leitung ist auch die «*Geologie des Fürstentums Liechtenstein*» entstanden, bearbeitet von seinen Schülern *Allemann*, *Blaser* und *Schaetti*. «Damit hat unser Nachbarland eine vorbildliche geologische Landesaufnahme von beeindruckender Präzision und Vollständigkeit» (zit. W. Nabholz). Professor Cadischs Interesse und Forschung galt auch den Mineralquellen des Landes. Er war auf diesem Gebiet anerkannter Spezialist. Die bündnerischen waren ihm wohl alle bekannt, vor allem aber die von *Schuls-Tarasp*, zu denen er ein ganz besonderes Verhältnis hatte. Sie sind ja eine wichtige Begleiterscheinung der Tektonik des *Unterengadiner Fensters*, dem er, zum Teil in Zusammenarbeit mit *R. Staub*, viel Zeit und Arbeit gewidmet hat. An der geologischen Kartierung dieses Gebietes hatte er großen Anteil (Blatt Ardez und Scuol-Tarasp).

Mehrmals hat Prof. Cadisch in der Naturforschenden Gesellschaft Grau-

bündens Vorträge gehalten, zum letzten Mal 1963 über die *Katastrophe von Vaiont* in den italienischen Alpen. Ein großer Bergschliff hat dort aus dem Stausee eine gewaltige Flutwelle über die Krone der Staumauer hinweg das Vaionttal hinabgejagt und den Untergang des Dorfes Longarone zur Folge gehabt. Die Katastrophe hat auch in der Schweiz als Schreckschuß gewirkt. Was lag näher, als den einzigen ausländischen Experten, den die italienischen Behörden nach Vaiont gebeten haben, eben Prof. Cadisch, auch eine Überprüfung der alpinen schweizerischen Staubecken und ihrer Umgebung vornehmen zu lassen. Cadischs Befunde haben damals beruhigend gewirkt.

Professor Joos Cadisch hat zahlreiche Ehrungen erfahren. Als erste wohl hat ihn die Naturforschende Gesellschaft Graubünden 1938 zum Ehrenmitglied ernannt. Sie hat ihn gewiß besonders gefreut, ist er doch seiner engern Heimat dauernd verbunden gewesen. Es folgten später weitere Ernennungen zum korrespondierenden Mitglied der Geologischen Gesellschaft Wien, der *Academia Lincei* in Rom, zum Ehrenmitglied der Geologischen Gesellschaft London und andere. Zum 70. Geburtstag haben ihm Schüler, Freunde und Fachgenossen aus dem In- und Ausland eine umfangreiche Festschrift gewidmet. Sie enthält eine sehr ansprechende Laudatio von Prof. Dr. Nabholz, seinem Freund und Nachfolger, und 25 größere und kleinere wissenschaftliche Arbeiten (*Eclogae geologicae Helvetiae* Bd. 58, 1965), dazu eine Aufzählung der unter seiner Leitung entstandenen Dissertationen und das vollständige Verzeichnis seiner eigenen Publikationen, von denen wohl manche in kommenden Jahren in Fachschriften immer wieder in Erinnerung gerufen werden.

Am 25. April 1977 ist Professor Joos Cadisch gestorben, nachdem er von seiner Gattin hingebungsvoll während der Jahre des Leidens an Altersbeschwerden gepflegt worden ist. Damit ist ein erfolgreiches Forscherleben zum Abschluß gekommen,

und was für Angehörige, Freunde und Bekannte nicht weniger zählt, das Ausscheiden eines liebenswerten, gütigen, trotz seiner großen Erfolge immer bescheiden gebliebenen Mannes aus einem sich immer rascher verengenden Kreis. Hans Brunner

Kreispostdirektor Max Ammann



Am 2. Mai 1977 verschied im Kantonsspital Chur nach kurzer, schwerer Krankheit Max Ammann, gewesener Kreispostdirektor Chur in den Jahren 1970—1976.

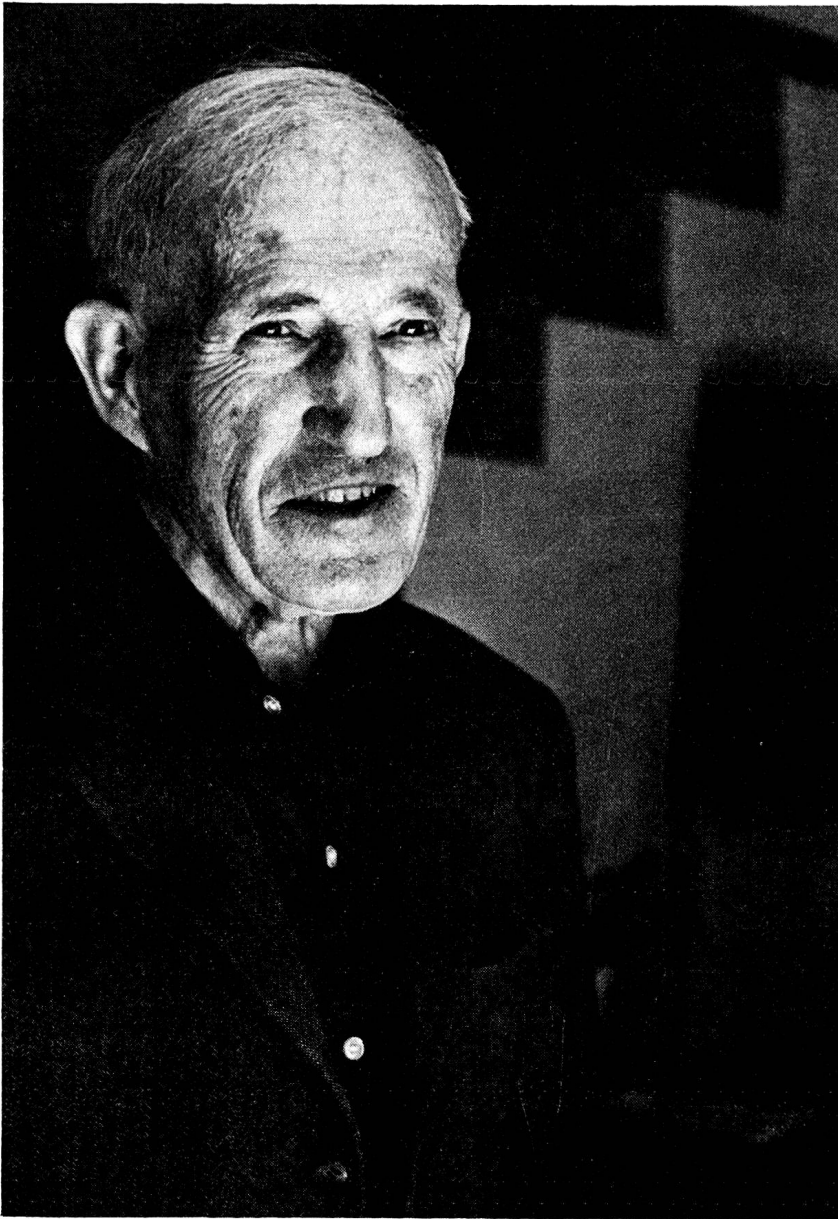
Der Verstorbene wurde am 12. Februar 1911 in Birmenstorf AG geboren. Die Familie übersiedelte später nach Malans GR, wo Max Ammann zur Schule ging. Nach einer weiteren Ausbildung im Welschland und an der Verkehrsschule in St. Gallen begann der Verstorbene 1929 in Thusis und Walenstadt die Lehre als Postbeamter. Übliche Wanderjahre als versetzbarer Postbeamter folgten, während welchen sich Max Ammann

bei Sprachaufenthalten in Italien und England weiter bildete. Er ließ sich 1944 in den Postkreis Chur wählen, wo er 1946 vom Betriebsdienst zum Verwaltungsdienst wechselte. Hier avancierte er vorerst zum Inspektor in der Personalabteilung, dann zum Kreispostadjunkten und übernahm am 1. Januar 1970 die Leitung des Postkreises Chur.

Max Ammann widmete sich mit Interesse den Problemen der Öffentlichkeit, insbesondere jenen der Stadt Chur, die ihm zur zweiten Heimat wurde. Als Vertreter der Freisinnig-demokratischen Partei gehörte er von 1953—1964 dem 15köpfigen Stadtrat an, dem er zweimal als Präsident vorstand. In verschiedenen städtischen Kommissionen war der Verstorbene tatkräftiges Mitglied.

Die guten Beziehungen des Verstorbenen mit Behörden und Amtsstellen, sein Verständnis gegenüber den Wünschen der Postkunden und sein gutes Verhältnis mit dem ihm unterstellten Personal zu Stadt und Land erleichterten ihm die Erfüllung der ihm übertragenen Aufgaben. Eine große Trauergemeinde nahm in der Comanderkirche von einem liebenswürdigen und guten Freund und von einem frohen Menschen Abschied, dem es nur kurze Zeit vergönnt gewesen war, sich nach getaner Arbeit zur Ruhe zu setzen. Florian Coray

Leonhard Meisser



Die Nachricht, daß der Maler Leonhard Meisser mitten aus einem noch weitgeplanten Schaffen und eben noch nach einem frohen häuslichen Musizieren am Morgen des 2. August 1977 verschieden ist, hat unter allen, die ihm und seinem Werk nahestanden, Erschrecken und Trauer ausgelöst. Zwar hat er in den letzten Jahren, da sich ihm schmerzlich die Reihe treu verbundener Menschen zu lichten begann und da der dunkle Schatten einer bedrohlichen Krank-

heit über ihn hinweggezogen war, immer auch an sein Lebensende gedacht, und er hat mehrfach den Wunsch geäußert, daß die noch verbleibenden Freunde sich nun noch enger verbinden sollten. Der Künstler wußte es, wie einst Niclaus Manuel, der am Schluß seines Totentanzes selbst den Pinsel vor dem Unabwendbaren aus der Hand legt mit den Worten: «Denn hie ist keines Blybens nit.» Aber wie dieser hat sich auch der Bündner Künstler durch

solche Einsicht nicht mutlos werden lassen. Er hat mit der Begeisterung, die ihm seit je eigen war, an seinem Werk weitergeschaffen, hat teilgenommen an allem Schönen, das ihm dies Leben bot in der Begegnung mit Menschen, in der Zwiesprache mit der Natur, und vor allem im Zusammensein und Zusammenarbeiten mit seiner lieben Frau.

Leonhard Meisser konnte zuletzt auf ein reiches, beglücktes Leben zurückblicken, obschon es auch von Leid und Entbehrungen nicht verschont geblieben war. Aber er hat das Dasein mit der Kraft einer unerschrockenen, in sich ruhenden und von einem stillen Humor erhellten Persönlichkeit gemeistert!

Der zu den bedeutendsten Schweizer Malern der Gegenwart Heraufgewachsene wurde am 3. Dezember 1902 in Chur geboren. Sein Vater, der Kaufmann Christ. Meisser, entstammte einem alten Davoser Walsergeschlecht und war als Bergfreund ein führendes Mitglied der damals so pionierfrohen Sektion Raetia des Schweizerischen Alpenclubs; die Mutter kam aus der Taminser Familie Ragaz und war die Schwester des angesehenen Theologen. Wenn es in Wirklichkeit so einfach wäre, könnte man sagen, Leonhard habe von Vaterseite her die Naturliebe, von der mütterlichen aber seinen ausgeprägten Sinn für Mitmenschlichkeit und Gerechtigkeit ererbt.

Als Leonhard Meisser seine unbeschwerte Jugendzeit im neuerbauten elterlichen Haus auf der Quader verbrachte, war Chur noch ein stilles Kleinstädtchen, wo weniger das kulturelle Leben als eine noch fast ungebrochene Natur mit reichen Wandermöglichkeiten durch Wälder und auf helle Bergeshöhen den jungen Menschen formen konnte. Es ist wohl auch nicht von ungefähr, daß schon der Kantonsschüler sich besonders für die Naturwissenschaften interessierte und dann, nach der Maturität 1922, sich dem stillsten Lebensbereich der Pflanzen zuwendend, ein Studium der Botanik begann. Sein verehrter Lehrmeister wurde in Zürich der damals schon bekannte, von neuen wissenschaftlichen Einsichten erfüllte Chu-

rer Landsmann Prof. Braun-Blanquet, mit dem und mit dessen Frau er freundschaftlich verbunden blieb. Unter dessen Leitung wuchs denn auch eine botanische Doktorarbeit heran. Sie sollte, zusammen mit dem akademischen Studium, bald ihren Abschluß finden nach einem geplanten Aufenthalt in Paris und anschließend noch in Montpellier, bedeutenden zeitgenössischen Forschungsstätten der gewählten Disziplin.

Da aber trat in Leonhard Meissers Leben die entscheidende Wendung ein: auf Einladung eines Freundes weilte er eine zeitlang in Ostdeutschland, wo sich ihm Neues zu erschließen begann. Besonders die damals noch blühende Stadt Dresden mit ihren architektonischen Kunstwerken, der berühmten Gemäldegalerie und Antikensammlung, aber auch das bewegte Leben dieses Kulturzentrums, das leider noch am Ende des Zweiten Weltkriegs in Schutt und Asche unterging, hat den jungen Naturwissenschaftler aufs stärkste berührt, hat etwas, was keimhaft längst in ihm schlummerte, aufgeweckt, so daß das Wagnis in ihm reifte, sich ganz dem künstlerischen Schaffen zuzuwenden. Und als er dann nach Paris kam, wo in der Zeit nach dem Krieg die lebendigen Kräfte künstlerischer Gestaltung wieder aufgebrochen waren, wo man sich getragen fühlte von allem, was schöpferisch neu und in die Zukunft weisend war, wo ein Bonnard, Vuillard, Matisse, Braque und viele andere heute Große noch in kleinen Galerien ihre eben geschaffenen, die Zeitgenossen überraschenden Werke ausstellten, wo daneben die reichen Sammlungen älterer und antiker Kunst offenhielten, — da hatte Leonhard Meisser bereits innerlich der Wissenschaft abgesagt und zu Stift und Pinsel gegriffen. Wie er in der ersten Zeit hier in Paris, noch trunken vom neuen Erleben und nach Form und Ausdruck ringend, mit guten Künstlerfreunden, vor allem Schweizern wie Alberto Giacometti, Johann Peter Flück, Charles Bänninger, Robert Wehrlin und andern gelebt, leidenschaftlich diskutiert, im Atelier von André Lhote, dem anregenden Lehrer einer jungen Künstler-

generation gearbeitet, bald auch in der Landschaft Frankreichs gezeichnet und gemalt und sich mit bleibenden Eindrücken bereichert hat, das hat der Künstler selbst in seinem Bericht «Mit Giovanni Giacometti in Paris» einprägsam geschildert. Aus den noch erhaltenen Bildern dieser bewegten Selbstentdeckerzeit — die meisten hat Leonhard Meisser allerdings vernichtet, als er über sie hinausgewachsen war —, aus diesen Frühwerken spürt man noch deutlich die verschiedenen Anregungen, die er in der Seinstadt dem Schaffen der führenden Großen entnahm, nicht zuletzt jedoch auch den Nachglanz Paul Cézannes, der damals über allen Neuversuchen leuchtete. L. Meisser hat das alles aufgenommen und es sich assimiliert, wie er sich kurz vorher der Faszination durch die eigenwillige Farbwelt eines Augusto Giacometti hingegeben hatte. Aber er ist eben schon hier im ersten Werden keinem Vorbild und keiner Richtung einseitig verfallen.

Dieser freien künstlerischen Entfaltung im Zentrum der damaligen Moderne entriß ihn im Jahr 1930 die jähe Kunde vom völlig unerwarteten Hinschied seines Vaters. Leonhard Meisser kehrte zur Stütze seiner betagten Mutter in die Heimatstadt Chur zurück und suchte hier in einer ganz andersartigen Umwelt, fern von den erregenden Ereignissen des aufgewühlten Kulturlebens, sein weiteres Werk zu schaffen, — wo er, nur von wenigen Freunden verstanden, als Künstler einsam neu beginnen mußte. Denn auch die Natur war hier anders als die dem Maler so entgegenkommende atmosphärische Landschaft der «douce France» mit ihren Pastelltönen, der flimmernden Luft, dem Spiel von Licht und Wasser. Hier türmten sich wieder die Berge mit ihren grünen Hängen und harten Konturen, die Luft war klar, das Licht greller . . . Leonhard Meisser erkannte, daß er hier erst nach einer intensiven Auseinandersetzung mit einer zunächst widersätzlichen, aber künstlerisch gleichsam noch unentdeckten Umwelt — ein konventioneller Bergmaler von damals wollte er

ja nicht werden — etwas Eigenes schaffen konnte.

Unvergeßlich ist mir geblieben, wie ich ihn einmal auf der Terrasse seines Elternhauses in der Quader vor der Staffelei fand, den Blick auf die weiten Waldhänge des nahen Mittenbergs gerichtet in der Absicht, das alles mit Pinsel und Farbe zu fassen. Aber er klagte verzweifelt über die Schwierigkeit: eine eigene Formel müßte man finden, um diese eintönigen Flächen grüner Bäume zu bewältigen . . . Zur innern Not des neubeginnenden Künstlers gesellten sich in der Krisenzeit der frühen dreißiger Jahre schwere äußere Sorgen der Existenz. Es waren Jahre des Kampfes und des Zweifels, die durchlitten werden mußten. Aber mit dem mählich auch in der engern und weitem Heimat für ihn erwachendes Interesse und durch ermunternde Aufträge vermochte Leonhard Meisser im stillen Vertrauen auf seine Berufung weiter zu wirken und zu wachsen. 1930 gab ihm der Bündner Kunstverein die Möglichkeit zu einer ersten Ausstellung in Chur, 1932 folgte eine Bilderschau in der Galerie Forter in Zürich, die von Ulrich Christoffel, dem damaligen Kunstredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», anerkennend gewürdigt wurden, 1934 kam der Auftrag für ein Fresco in der Kirche von Flond, 1935 für ein farbiges Glasfenster im Kirchlein von Masans, 1936 für eine große Darstellung der Bergpredigt in Reute SG.

Aber den einsetzenden äußern Erfolg begleitete der wichtigere innere des in die heimatliche Bergwelt verschlagenen Künstlers: in der anhaltenden Auseinandersetzung mit der zunächst als unnahbar-herb empfundenen Natur fand er nun doch seine Zauberformel, und er entdeckte in dieser schwer faßbaren Landschaft, versteckt und abgelegenen, seine schlichten malerischen Motive, die sich in höchst eigenartigen Bildern zu spiegeln begannen. Das Zaubermittel, das all diese kleinen und stillen Welten aufschloß, war schließlich ein neuer, persönlicher Stil, der den Erscheinungen zwar ihr konkretes Dasein beließ, das Ganze aber expressiv mit der Erlebnis- und Ausdruckskraft des ei-

genen Innern zu erfüllen möglich machte. Das Glück eines neuerwachten Schaffens und Entdeckens brach sich Bahn. Und als sich im Jahre 1939 die junge Bündner Malerin Anny Vonzun mit ihm verband und sie selbender, von gleicher Schöpferfreude erfüllt, den Weg durch ein Leben mit und in der Kunst antraten, da war das Schwere überwunden, und eine Zeit, wenn nicht beruhigten, so doch beglücktbegeisterten Arbeitens war angebrochen. Es begann nun ein auch von der geteilten Freude an der Musik beschwingtes und von stets wachsender Anerkennung beider «Hälften» erfülltes gemeinsames Malerdasein.

Zum glücklichen Erfolg Leonhard Meissers gehörten neue verlockende Aufträge wie etwa 1947 die Darstellung des Nationalparks in Aquarellen für eine Silva-Bildercheck-Serie. Um sie zu schaffen, hat sich der Künstler monatelang in der ihm schon von früher her vertrauten Unterengadiner Berglandschaft aufgehalten, und in dieser Zeit eingehenden Studiums sind eine ganze Fülle markanter Zeichnungen erwachsen, einmalige Zeugnisse intensiven Bergnaturerlebens! Mit den durchsichtigen Wasserfarbenbildchen hat er sich damals die Kunst des Aquarellierens, die eines seiner feinsten Ausdrucksmittel geworden ist, erst ganz erarbeitet, die — wie er selber sagt — «leiseste, beschwingteste Art der Malerei». Im Jahr 1954 wurde ihm eine Ausstellung in Lenzburg vermittelt, 1956 folgte die Einladung zu einer Bilderschau in Solothurn, die für jeden Schweizer Künstler eine besondere Ehrung bedeutete. Es reihten sich daran im Laufe der Zeit teilweise wiederholte Ausstellungen in Galerien von Genf, Zürich, Bern, Interlaken und weiterhin. Eine umfassende Rückschau auf das Lebenswerk bedeutete für den 70jährigen die große Jubiläumsschau im Bündner Kunsthhaus, zu der Hans Hartmann einen reich ausgestatteten Katalog mit zahlreichen Reproduktionen und mit Würdigungen des Gestalteten und Glückwünschen von Freunden und Kunstgelehrten schaffen konnte. Dafür daß L. Meissers künstlerisches

Wirken in der Heimat Anerkennung gefunden hat, zeugt unter anderem seine Wahl zum Konservator des Bündner Kunsthhauses, das er von 1940—1947 leitete, wie die Verleihung des Bündnerischen Kulturpreises 1975 (zusammen mit A. Carigiet); daß sein Urteil früh auch weit über Graubünden hinaus geschätzt wurde, bewies schon 1948 die Berufung in die Eidgenössische Kunstkommission.

Doch auch in die vielfach erhellte spätere Lebensphase des gereiften Künstlers brach noch einmal bitteres Leid, als ihm 1944 die geliebte Mutter starb, die er und seine Gattin nach dem Verlassen des Elternhauses in der Quader noch treu umsorgt hatten. Man zog dann zu zweit in die neue gastfreundliche Wohnung der Villetta an der Masanserstraße; 1954 aber erbaute das Malerehepaar sein eigenes schönes Heim hoch über der Stadt am Prasserieweg, wo man damals noch in freier Natur stets den von Freund Leonhard so geliebten und oft gemalten Ausblick ins weitoffene Bündner Oberland genießen konnte. Nun war Leonhard Meisser in jeder Hinsicht zu Hause in seiner ihm jetzt auch künstlerisch ans Herz gewachsenen gebirgigen Heimatlandschaft. Hier hatte er eben *seine* Leit-motive gefunden, die stillen Gründe der Gegenden um Chur, die Wiesen von Campodels und Oldis, einsame Waldwege, den Vogelsang, das Eisfeld in der Quader mit den farbigbewegten Figürchen — eine glückliche frühe Entdeckung —, die Pferderennen von Arosa und St. Moritz und auch immer wieder jenen vertrauten Ausblick über nahe Bäume und die darunterliegende Stadt in die Weite des Oberlands — nun eben vom eigenen Heim aus eine tägliche Augenweide —, und dann stets von neuem die Blumen im eigenen, bunt und frei aufwachsenden Garten, die leuchtenden Freunde aus der Jugend- und Studienzeit.

Diese Motive wiederholen sich in seinen Bildern. Aber es herrscht dennoch keine Eintönigkeit in seinem Werk. Denn das sind immer neue Konzeptionen, entstanden aus der Ergriffenheit vor dem nur scheinbar gleichen Objekt! Den Wandel von

Stunde und Jahr spiegelnd, sind sie erfüllt von wechselvoller, einmaliger Stimmung: Morgen und Mittag und Abend verwandeln diese Motive wundersam, und jede Jahreszeit erweist darin ihre magische Strahlkraft; der Vorfrühling mit dem noch zarten Grün, der satte Sommer und der goldene Herbst. In den letzten Jahren scheinen die verträumten Winterlandschaften mit dem weichen Flockenfall, der tiefverschnittenen Waldeinsamkeit, der helleren Schneeschmelze unsern Maler besonders gefesselt zu haben.

Der Stimmungsgehalt, das Seelische ist in Leonhard Meissers Bildern stets das Entscheidende. Man spürt es immer wieder: der Künstler ist von irgendeiner Erscheinung fasziniert, etwa von einem Funkeln des Morgenlichts im Wasser, vom nächtlichen Dämmer um blaue Blütendolden, von der Glut des Abendhimmels . . . , und das Malen wird dann zum befreienden, beglückenden Zwang. So sind fast alle seine Werke im ersten Keim vor der Natur entstanden, aber erst in der gesammelten Stille des Ateliers ausgewachsen. Sie enthalten denn auch keine örtlich genauen Wirklichkeitsdarstellungen; sie sind alle erst umgewandelt zu stimmungsgesättigten Traumlandschaften, in denen Äußeres und Inneres eins geworden ist.

Leonhard Meisser ist kein Realist; er ist aber auch kein konventioneller «Heimatmaler». Wohl sprach ihn die Welt der Heimat aufs stärkste an. Aber nur aus der Enge des Churer Daseins hätten seine Bilder nie diese Gestalt und überlokale Ausdrucksfülle gewinnen können. Es bedurfte dazu die Reife eines Menschen, der zudem viel von der räumlichen Weite und geschichtlichen Tiefe menschlicher Kultur aufgenommen und verarbeitet hat, — die Aufenthalte in Frankreich, Italien und in andern Ländern sind nie ohne Nachhall verklungen.

Leonhard Meisser wußte es, daß die heimatliche Welt für ihn stets der Ergänzung durch neue Eindrücke der großen Welt bedurfte, wenn sein Werk lebendig bleiben sollte. Und so

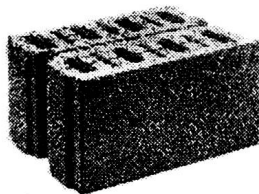
haben denn seit je Malerfahrten in ganz verschiedene Erdstriche und Kulturbereiche sein Leben erfüllt und erhöht, — Reisen, von denen er mit Blöcken voll zeichnerischer Skizzen, zarter Aquarelle, aber auch mit bemalten Leinwänden heimkehrte. Vor und nach dem Kriege zog es ihn immer wieder nach Paris, in die Bretagne und Provence, und später, zusammen mit seiner mitschaffenden Frau, mehrfach auch nach Venedig, nach Spanien, Marocco und seit 1959 wiederholt nach den leuchtenden griechischen Inseln. Ein bedeutender Teil seines malerischen Werks ist denn auch Schau und Erinnerung aus lokaler Ferne. Heimat und Fremde

durchdringen sich im Schaffen L. Meissers eben nicht nur motivisch: der Wechsel im Erfahren von weiter Welt und vertrauter Nähe gehörten zum schöpferischen Lebensrhythmus unseres Künstlers wie Einatmen und Ausatmen zum körperlichen.

Mit diesem Schaffen stand L. Meisser freilich längst nicht mehr im Zuge der Zeit, deren junge Vorkämpfer sich andere Ziele, von der ungegenständlichen Darstellung bis zur «Antikunst», gesetzt haben. Nie jedoch hat sich Meisser gegen andersartige «moderne» Gestaltungsversuche gewandt, sobald er erkannte, daß ernsthaftes Wollen und echte Leistung dahinter standen. Er war stets

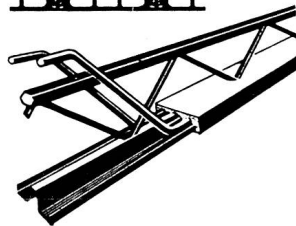
offen und tolerant. Aber er blieb sich selber auch im Zeitenwandel treu und machte keine aufkommenden Richtungen mit. Nur bedauerte er einmal, daß viele von den Jungen nicht mehr verstehen wollten, was seine Generation — er erwähnte etwa den befreundeten und gleichgesinnten Ernst Morgenthaler — erstrebten: die gedämpfte Harmonie der Farben, die seelische Gestimmtheit der Motive. Doch bis an sein Lebensende durfte ihn die frohe Gewißheit erfüllen, daß er gerade mit diesem seinem Schaffen aus persönlicher Innerlichkeit immer wieder vielen Menschen — ältern und auch vielen jungen — reine Freude bereiten konnte. Paul Zinsli

Surava-Hohlblocksteine



- seit Jahren bewährt
- guter Verputzträger
- rasche und zweckmässige Bauweise
- vorzügliche Wärme-Schallisolation
- **preisgünstig**
- alle Steine aus Beton und dem hochwertigen Isoliermaterial LECA

Surava-Hohlkörperdecken



wirtschaftlich:

speziell für grosse Spannweiten bis 12 m (System Katzenberger) weil der montagesteife Katzenberger-Riffelstahlträger auch bei grossen Spannweiten nur wenige Unterstellungen benötigt, handliche Gewichte ein leichtes, rasches Verlegen gestatten, keine Schalung benötigt wird und die Surava-Decke für jeden Grundriss geeignet ist.

technisch:

weil durch neutrale und eigene Kontrollen laufend überwacht und von amtlichen Versuchsanstalten geprüft auf: Tragfähigkeit, Schall-Wärmedämmung, Scheibenwirkung, Schubkraftaufnahme, Haftspannungsaufnahme, Feuerbeständigkeit.



Baustoffwerk AG Surava

Verwaltg. Davos, Grünenstr. 4, Tel. 083 371 17
Techn. Büro Chur, Oberalpstr. 2, 081 24 13 61
Werk Surava, Tel. 081 71 12 27

J. A. v. Sprecher/R. Jenny

Kulturgeschichte der Drei Bünde

im 18. Jahrhundert

herausgegeben von Dr. R. Jenny, illustriert mit 24 Stichen aus der Sammlung v. Sprecher.

964 Seiten

Fr. 75.—

Verlag Bischofberger AG
7002 Chur

NEU

Sagen aus Graubünden

illustriert nach dem Werk von Dietrich v. Jecklin von Kunstmaler Helmut Knorr. 64 Seiten. Gebunden Fr. 19.80. Bibliophile Ausgabe, handkoloriert, mit 1 Originallitho Fr. 200.—.

Calven-Verlag AG
7002 Chur